

EINST UND JETZT

AUSGABE 12 | 2020

Die Zeitschrift zu Archäologie
und Denkmalpflege
im Kanton Zürich



ARCHÄOLOGIE

**Wärmer wohnen.
Eine kleine Kultur-
geschichte der Heizung**

**Mit dem Bagger im
Nackten. Archäologische
Grabung in letzter
Minute**

UND

Glossar
Tournee
Trouvaille
Standpunkt
Lokaltermin
Lesestoff

DENKMALPFLEGE

**Licht aus, Film ab –
Liebeserklärung an die
Zürcher Landkinos**

LIEBE LESERINNEN UND LESER



Bei jeder Lektüre sollte man diesen einen Moment erleben, bei welchem man unverhofft ganz persönlich berührt wird. Im vorliegenden Heft ist es für mich der Artikel über die Landkinos. Waren sie für uns damals Jugendliche nicht ein Symbol von abendlichem Glück, von persönlicher Freiheit, von sozialem Austausch? Skizzenhafte Erinnerungen und vergangene Wünsche tauchen innerlich auf.

Wiederum zeigt das aktuelle «Einst und Jetzt» eine enorme Bandbreite an Themen, die weit über die – für mich persönlich – wichtigen Landkinos hinausgeht. Welches ist «Ihr Artikel», welches sind die Seiten die Sie speziell berühren?

Ich wünsche Ihnen auch mit diesem Heft eine anregende Lektüre und bedanke mich für Ihre Unterstützung zum Wohle der kantonalen Archäologie und Denkmalpflege. Ein solcher Beitrag ist in den aktuell verstörenden Pandemie-Zeiten geschätzter denn je. Noch wichtiger ist aber, dass Sie gesund bleiben!

STARCH Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich
PROF. DR. DR. FRANK RÜHLI
Präsident des Stiftungsrats



Eine ziemlich bunte Mischung hat diesmal zusammengefunden, ein richtiges Kuddelmuddel (ein viel zu selten gebrauchtes Wort, nicht?). Da tummeln sich falsche Drachen zwischen kaum bekannten Landkinos und hektischen Baustellen. Es steht ein seltsames Wort wie Plappart neben einem unbekanntem Ort wie Faro. Und die beiden Städte Winterthur und Zürich buhlen mit ihren Ausflugstipps um die Leserschaft – das alles gibt es in dieser Zeitschriftenausgabe der STARCH.

Das Dutzend ist damit voll. Zwölf Ausgaben, allesamt vollgepackt mit spannenden archäologischen und kulturgeschichtlichen Beiträgen zu unserem Kanton. Viel Spass beim Blättern wünscht

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich
DR. BEAT EBERSCHWEILER
Abteilungsleiter

Übrigens: Falls Sie weiter kuddelmuddeln möchten: starch-zh.ch > Publikationen > Warenkorb

IMPRESSUM

Redaktion: Markus Stromer
Bildredaktion: Martin Bachmann
Gestaltung: Roland Ryser, Tina Wernli, Zürich
Druck: Staffelmedien AG, Zürich
www.staffelmedien.ch

Archäologie und Denkmalpflege Kanton Zürich (AD),
Martin Bachmann (Fotograf AD) oder gemäss Angabe.
SNM: Schweizerisches Nationalmuseum.
Portraits Vorwort: Daniel Pelagatti.

Auflage: 1700 Expl.
August 2020

INHALT



4

ARCHÄOLOGIE

**Wärmer wohnen. Eine kleine
Kulturgeschichte der Heizung**

- 18** GLOSSAR
**Plappart
Faro**
- 19** TOURNEE
**Das Juwel aus dem Brunnenschacht
Von Jägern und Drachen**
- 20** TROUVAILLE
**Himmelswächter, Höllenbrut und Glücksboten:
Drachen in Zürichs Baukultur**
- 24** STANDPUNKT
Bei diesem Haus schlägt mein Herz höher!
- 42** ARCHÄOLOGIE
**Mit dem Bagger im Nacken.
Archäologische Grabung in letzter Minute**
- 48** LOKALTERMIN
Theater Winterthur
**Einfach Zürich –
Ausstellung und Kulturprogramm**
- 52** LESESTOFF
Lohnende Lektüre

28

DENKMALPFLEGE

**Licht aus, Film ab –
Liebeserklärung an die
Zürcher Landkinos**





WÄRMER WOHNEN

EINE KLEINE KULTURGESCHICHTE DER HEIZUNG

Während Jahrtausenden spendete einzig das offene Feuer Wärme in den Häusern. Dennoch war die Luft im Inneren wegen der schlechten Isolation bitter kalt und zudem voll Rauch. Erst die Erfindung des Kachelofens im Mittelalter brachte die warme, rauchfreie Stube. Davon profitierte zunächst die Oberschicht, später auch die breite Bevölkerung. Bis zum vollständig beheizten Haus war es allerdings noch einmal ein grosser Schritt, den erst die Innovationen der Industrialisierung ermöglichten.

LUKAS FREITAG

**Die frühesten Hinweise
auf eine regelmässige
Nutzung des Feuers gehen
bis zu 1,7 Millionen Jahre
zurück**

Seit der Steinzeit wurde Silex zur Herstellung von Werkzeugen verwendet. Seine deutsche Bezeichnung «Feuerstein» erhielt er durch die Verwendung zum Feuer schlagen.



23 °C im Badezimmer, 20 °C in Wohn- und Aufenthaltsbereichen und 17 °C im Schlafzimmer – so lauten die Empfehlungen des Bundesamts für Energie, wenn es im Herbst wieder darum geht, die Heizungen einzustellen. Gerne geht dabei vergessen, in welcher luxuriöser Lage wir uns damit befinden. Stetig weiterentwickelte Heizungen, günstige Energieträger sowie gut isolierende Baustoffe haben dies möglich gemacht. Noch vor 100 Jahren sah die Situation ganz anders aus. Gezielt wurden nur einzelne Räume gewärmt, während im restlichen Haus Kälte herrschte. Aber auch dies ist bereits ausgesprochen komfortabel, wenn man mit der Zeit vor 1000 Jahren vergleicht.

VON DER FEUERSTELLE ZUM WÄRMENDEN HERD

Bis zur Erfindung der Elektrizität war Feuer das einzige Mittel, Wärme und Licht künstlich zu generieren. Es diente der Zubereitung von Nahrungsmitteln, als Wärme- und Lichtquelle und schützte vor Raubtieren und Insekten. Die frühesten Hinweise auf eine regelmässige Nutzung des Feuers gehen bis zu 1,7 Millionen Jahre zurück. In Europa sind die ältesten nachgewiesenen Feuerstellen etwa 400 000 Jahre alt. Die Feuerstellen der Steinzeit waren meist sehr primitiv und lagen direkt auf der Erde oder in kleinen Mulden, weil die Menschen als Nomaden herumzogen. Dies änderte sich mit dem sesshaftwerden um 5500 v. Chr. und dem Bau dauerhafter Wohnstätten. Nun blieb das Herdfeuer über Jahre und Jahrzehnte an derselben Stelle, weshalb dauerhaftere Installationen sinnvoll wurden. Ein Unterbau aus Lehm schützte den Hausboden vor der Hitze und speicherte zugleich die Wärme.

Zunderschwämme aus der Fundstelle Zürich-Opéra. Dünn geschnittene Stücke davon fangen den geschlagenen Funken auf und helfen so beim Entfachen eines Feuers.

Weder Fenster noch Kamin: In der Steinzeit herrschten im Inneren der Häuser Dunkelheit und rauchige Luft.

Bild: buntherhund Illustration

DIE KÄLTE BLIEB

Für uns ist ein offenes Feuer der Inbegriff von Wärme und Gemütlichkeit. Seine Heizleistung ist in Tat und Wahrheit aber sehr schlecht – die Strahlung wärmt nur gerade die Bereiche im direkten Umkreis. Es war deshalb wichtig, die Wärme möglichst gut in einem abgeschlossenen Raum zu bewahren. Bedingt durch die mangelnden Überreste können wir heute leider kaum mehr etwas über die Konstruktionsweise urgeschichtlicher Häuser sagen. Eine seltene Ausnahme bilden die sogenannten Pfahlbauten, deren Erhaltung unter Wasser besser, aber immer noch sehr lückenhaft ist. Für die Wände wird einerseits von einer Blockbautechnik ausgegangen, wie man sie heute noch manchenorts in den Bergen antrifft. Eine zweite Konstruktionsmöglichkeit waren Wände aus Flechtwerk, von denen Teile in Pfäffikon ZH gefunden wurden. Auch wenn vereinzelt Hinweise auf gut isolierte Wände vorliegen, so gehen wir heute davon aus, dass die Mehrheit der Häuser eine sehr schlechte Wärmedämmung aufwies. Die Temperaturen im Inneren dürften nur wenig über den Aussenwerten gelegen haben. Öffnungen in den Wänden gab es praktisch keine und die wenigen kleinen Fenster wurden vermutlich mit durchscheinenden Materialien wie Tierhäuten oder geölten Stoffen verschlossen. In den Häusern war es damals meist dunkel und rauchig.





In den Häusern war es damals meist dunkel und rauchig

Ein seltener Fund: das Stück einer Flechtwand aus der Seeufersiedlung von Pfäffikon ZH.

Die Shan im Bergland von Myanmar nutzen heute noch offene Feuerstellen. Das Haus steht auf Holzpfählen, eine Lehmplatte schützt den Boden vor der Hitze. Foto: Lukas Freitag

Die richtigen Utensilien zum Feuer schlagen: ein Feuerstein, hier in einem Griff aus Geweih gefasst, ein Knollen aus Markasit und ein Zunderschwamm.

Der Zunderschwamm wächst gern an den Stämmen geschwächter Birken und Buchen. Wegen der modernen Waldbewirtschaftung kommt er in Mitteleuropa immer seltener vor.



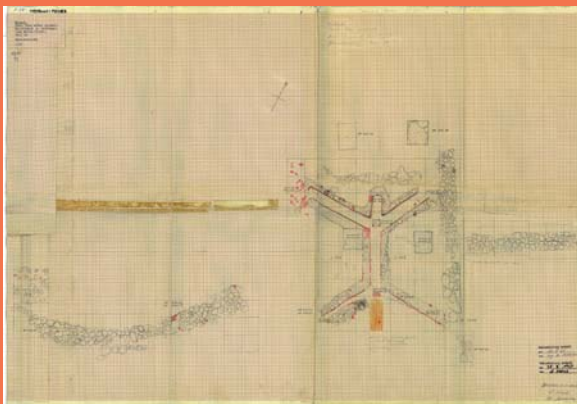
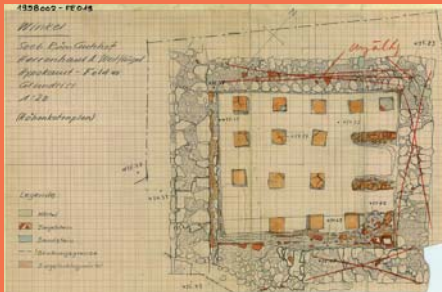




Römisches Fensterglas ist meist milchig blau, manchmal aber auch farbig, wie das gelbe Glas aus Seeb.



Komfort für den Gutsherrn: die Hypokaust- und Kanalheizung der römischen Villa von Seeb.



**Im Winter herrschten
im Haus teilweise
Temperaturen unter
dem Gefrierpunkt!**



Ab dem späten 3. Jahrhundert n. Chr. kamen vermehrt Kanalheizungen auf. Diese funktionierten vom Grundprinzip her gleich wie ein Hypokaust, jedoch zirkulierte die Luft nur noch in kleineren Kanälen unter dem Boden. Dies machte den Einbau und den Unterhalt günstiger. Auch in Seeb erhielt die Villa in der Spätzeit eine solche Heizung. Eine weitere römische Errungenschaft war das Fensterglas. Es ermöglichte erstmals, Sonnenlicht in einen Raum zu lassen, ohne dass dabei die warme Luft entwich. Allerdings war dieses Glas herstellungsbedingt sehr trüb und ist eher mit Milchglas als einer heutigen Fensterscheibe vergleichbar.

WÄRME IN DEN PALÄSTEN – RHEUMA BEIM VOLK

Mit Unterbodenheizung und Fensterglas brachte die römische Zeit eine grosse Verbesserung gegenüber früher. Es darf aber nicht vergessen werden, dass es sich dabei um einen Luxus handelte, den sich nur Wohlhabende leisten konnten. Die Lebensumstände der einfachen Bevölkerung unterschieden sich hingegen kaum von den Verhältnissen der vergangenen Jahrhunderte. Sie wohnte in einfachen Häusern, deren zentraler Raum sowohl Küche als auch Arbeits- und Wohnort war. Für etwas Wärme und Licht sorgte einzig das Herdfeuer. In der Bautechnik setzte sich verstärkt die Fachwerkbauweise durch, deren Wärmedämmung aber kaum besser war als bei bisherigen Wandkonstruktionen. Man geht heute davon aus, dass der Innenraum nur 4–6 °C wärmer war als die Aussenluft. Im Winter herrschten im Haus teilweise Temperaturen unter dem Gefrierpunkt! Zusammen mit den kalten und oft feuchten Böden förderte dies die Entstehung rheumatischer Krankheiten und der frei zirkulierende Rauch führte zu Augenleiden und Lungenbeschwerden. Daran änderte sich auch in nachrömischer Zeit bis weit ins Mittelalter hinein kaum etwas.

[Ausgräber besprechen eine freigelegte Feuerstelle in Oberwinterthur.](#)

[Dank den geschwungenen Ritzverzierungen blieb der Verputz besser an den eingemauerten Hohlziegeln haften.](#)



RÖMISCHE INNOVATIONEN

Die Eroberung der Gebiete nördlich der Alpen durch die Römer um 15 v. Chr. führte zu einem Kulturaustausch, der die römische Lebensweise und technische Errungenschaften in unsere Gegend brachte. Eine davon ist der Hypokaust, die Unterbodenheizung: Erhitzte Luft wurde in einen Hohlraum unter dem Zimmer geleitet, wo sie die Fussböden erwärmte, bevor sie über spezielle, in die Wände eingemauerte Hohlziegel ins Freie strömte. Der beheizte Raum blieb dabei rauchfrei.

Ursprünglich gehörten Hypokaust-Heizungen vor allem zur Ausstattung von Bädern, sie fanden in den kälteren Gefilden nördlich der Alpen aber auch bei Wohnräumen Verwendung. Wegen der hohen Bau- und Unterhaltskosten blieben sie jedoch auf die Villen der reichen Oberschicht beschränkt. Eine Hypokaust-Anlage wurde in Seeb (Gemeinde Winkel) ausgegraben und ist heute im dortigen Freilichtmuseum zugänglich. Mehrere Räume mit Fussbodenheizung zeugen vom Reichtum des Besitzers dieser Villa.



HINDER DEM OFEN IST MO WOL



**Bis zu Beginn des
13. Jahrhunderts gehörten
Kachelöfen zur luxuriösen
Einrichtung vor allem von
Burgen**

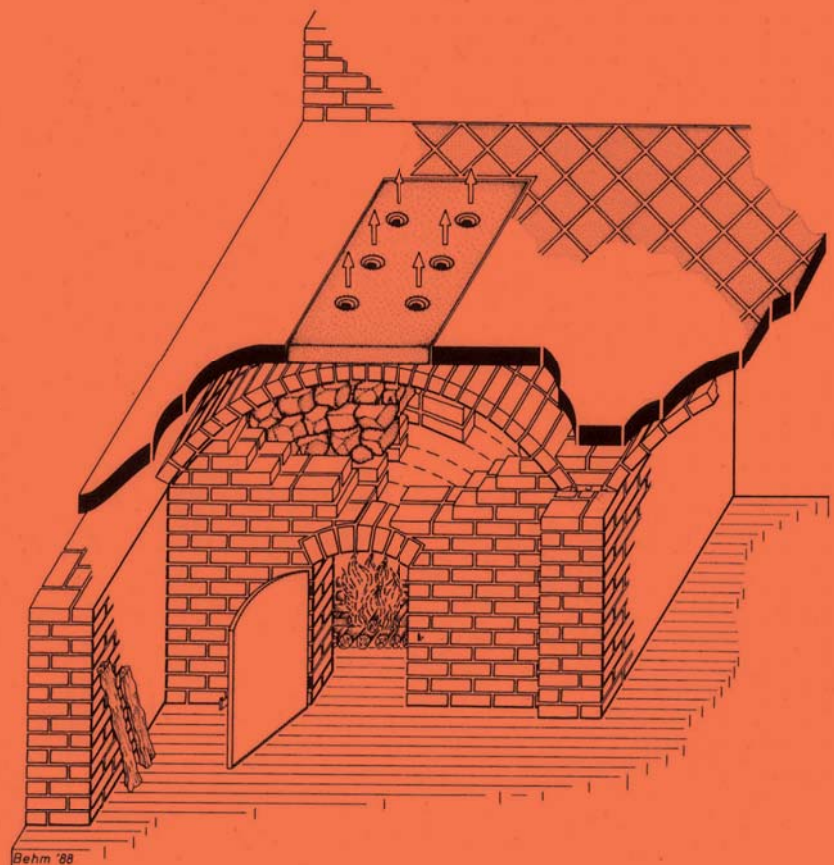
Auf dem Wappen der Familie Stubenwid prangt ein Kachelofen. Zürcher Wappenrolle, um 1340. Foto: SNMAG 2760, www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/snm/AG002760

Ein Freskenzyklus zum Arbeitstag einer Weberin aus der Zeit um 1320 trägt die Inschrift «Hinder dem Ofen ist mo wol».

Aus: Ludwig Etmüller, Die Frescobilder zu Konstanz. MAGZ 15, 1863–1866

Mit Hilfe solcher historischer Bilder liess sich der Kachelofen aus der Winterthurer Metzgasse vollständig rekonstruieren.

Rekonstruktion einer Warmluftheizung, wie sie im Kloster Kappel am Albis ausgegraben wurde. Aus: Diethard Meyer, Warmluftheizungen des Mittelalters. Bonn 1989, Abb. 5



BEHAGLICHE KLÖSTER

Kanalheizungen, wie sie sich in spät-römischer Zeit ausbreiteten, kennt man vereinzelt auch aus frühmittelalterlichen Bauten des 8.–10. Jahrhunderts. Vermutlich überlieferten Klöster das Wissen über die Funktionsweise dieser Heizungen während der Völkerwanderungszeit. 2019 kamen bei Leitunggrabungen in der Stadt Zürich Spuren einer solchen frühen Kanalheizung zutage. Sie wärmte Räume, die zum Konvent des nahen Fraumünsters gehörten. Ein alternativer Heizungstyp, eine sogenannte Luftheizung, kennt man aus dem Zisterzienserkloster in Kappel am Albis. Unter dem beheizten Zimmer befand sich ein Feuerungsraum, in dem die Luft erwärmt wurde. Im Unterschied zu den Kanalheizungen, wo die Luft nur unter den Böden zirkulierte, wurde sie hier direkt in den Raum geleitet, wodurch auch die Rauchgase dorthin gelangten. Im Vergleich zu einem offenen Feuer war die Luftqualität aber dennoch deutlich besser. Wegen der hohen Kosten blieben solche Luft- wie auch Kanalheizungen aber die seltene Ausnahme.



EINE WARMER STUBE FÜR ALLE

Einen viel grösseren Einfluss auf das Leben der einfachen Leute als die aussergewöhnlichen Heizungen in Klöstern und Burgen hatte der Kachelofen. Er breitete sich im Mittelalter aus, über die Entstehung ist bisher aber nur wenig bekannt. Es wird diskutiert, dass Kanalheizungen aber auch Backöfen die Entwicklung des Kachelofens beeinflussten. Nachweise für die namensgebenden Bauteile, die «Kacheln», gehen bis ins 8. Jahrhundert zurück. Anfangs eher selten, kamen sie im 12. und vor allem im 13. Jahrhundert in immer grösserer Zahl auf. Die Kacheln wurden in die Ofenwand eingelassen, wobei sie die Oberfläche vergrösserten und so für einen besseren Wärmeaustausch sorgten. Verschiedenste Formen sind anschauliche Zeugen für die hohe Experimentierfreudigkeit mit diesen neuen Bauteilen. So entstanden Becherkacheln, Röhrenkacheln, Napfkacheln und Pilzkacheln.

Bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts gehörten Kachelöfen zur luxuriösen Einrichtung vor allem von Burgen. Einen der frühesten Kachelöfen in einer Stadt fand man bei Ausgrabungen in der Metzggasse in Winterthur. Um 1200 errichtet, ermöglicht er dank seiner guten Erhaltung Rückschlüsse auf das Aussehen dieser frühen Öfen. Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts ist eine rasante Verbreitung des Kachelofens zu beobachten, die vermutlich auf eine günstigere Produktion zurückzuführen ist. Bald brachte er behagliche Wärme in viele Häuser in der Stadt und auf dem Land. Durch die Möglichkeit, den Kachelofen von ausserhalb zu beheizen, entstand ein geheizter und rauchfreier Raum, der zum Mittelpunkt des mittelalterlichen und neuzeitlichen Lebens wurde. Die Bezeichnung für ihn als «Stube» hat sich bis heute erhalten.

Allegorie für den Monat Dezember: Ein Mann wärmt seine Füsse und Schuhe am Feuer (erste Hälfte 12. Jahrhundert). Bibliothèque nationale de France, Ms 1186

Feuerstein und Zunderschwamm kamen noch im Mittelalter zum Einsatz. Einzig der Markasitknollen wurde durch den Feuerstahl ersetzt.

Die Weiterentwicklung der Ofenkacheln brachte ein grosses Formenspektrum hervor.



gesellschaftliche Ansehen des Besitzers fördern. Zu den Reliefkacheln gesellten sich im 16. und 17. Jahrhundert farbig bemalte Kacheln. Die Ofenbauerdynastie Pfau in Winterthur stellte äusserst prächtige Exemplare dieser Öfen her und exportierte sie sogar.

KNACKPUNKT ISOLATION

Während die Heiztechnik im Mittelalter deutliche Fortschritte erzielte, hielt sich die Entwicklung bei den Isolationen in Grenzen. Die Hauswände aus Fachwerk oder Stein boten meist nur eine schlechte Wärmedämmung. Wer es sich leisten konnte, verschalte die Wände deshalb im Inneren mit einem Holztäfer oder behängte sie mit Wandteppichen. Hohlräume unter und zwischen Holzböden wurden mit Gras und Pflanzenfasern gestopft, um wenigstens eine gewisse Dämmung zu erreichen. Fensteröffnungen hielt man nach wie vor möglichst klein.

Etwa im 12. Jahrhundert kam eine neue Technik zur Produktion von Fensterglas auf. Die runden Glasscheiben dieser Herstellungsart besaßen im Zentrum eine Verdickung, die sogenannte Butze, weshalb man sie heute Butzenscheiben nennt. Durch Zuschneiden liessen sich solche Scheiben in beliebige Formen bringen. Eine zweite Methode der Glasherstellung bestand darin, die zähflüssige Glasmasse auf einem Tisch durch Ziehen und Walzen zu einer Platte zu formen. Diese Scheiben waren eher klein, konnten aber mit Bleistegen verbunden und so zu grösseren Fenstern zusammengesetzt werden. Da die Produktion solcher Fenster sehr aufwändig und teuer war, fanden sie anfänglich meist nur bei repräsentativen Bauten wie Kirchen sowie bei der Oberschicht Verwendung. Erst nach und nach wurden sie für die breitere Bevölkerung erschwinglich.

DER KACHELOFEN ALS STATUSSYMBOL

Die anfänglich schlichten Kachelöfen wurden mit der Zeit immer schöner verziert. Ab dem 14. Jahrhundert begannen die Hafner, Kacheln zu glasieren. Anfänglich arbeiteten sie eher mit dunklen Braun- und Grüntönen, schliesslich entwickelten sie gleichmässige, leuchtend grüne und ab dem 15./16. Jahrhundert auch farbige Glasierungen. Parallel dazu wurden die bisher offenen, nach innen gewölbten Kacheln mit einem Einsatz verschlossen, sodass eine Fläche entstand, die sich gut mit einem Relief verziern liess. Dank einer viereckigen Form konnte man zudem die Blattkacheln nahtlos aneinanderfügen und so den ganzen Ofen damit bedecken. Die immer aufwändiger gestalteten Reliefkacheln mit Motiven aus dem höfischen Leben, der Bibel sowie aus Fabeln sollten ein Idealbild widerspiegeln und so das



Die Familie des Landvogts Conrad Bodmer zu Tisch auf Schloss Greifensee (1643). Die Fenster sind mit Butzenscheiben verschlossen und ein bemalter Kachelofen aus Winterthurer Produktion wärmt die Stube.

Bild: SNM Dep. 3721, DIG-1773

Produktionsbedingt besitzen runde Butzenscheiben eine Verdickung im Zentrum.





Im 17. und 18. Jahrhundert kam schliesslich eine neue Komponente ins Spiel: das Ressourcenbewusstsein

Ludwig Pfau aus Winterthur schuf um 1620 diesen bemalten Kachelofen. Er steht heute in einem Prunkzimmer des Landesmuseums. Das unbemalte Miniaturmodell half der Kundschaft bei der Wahl des passenden Ofens.

Fotos: SNM DEP-2154.1-3, SNM LM 29374

GOETHE HEIZT EIN

Im 17. und 18. Jahrhundert kam schliesslich eine neue Komponente ins Spiel: das Ressourcenbewusstsein. Unter dem Eindruck des Bevölkerungswachstums und des steigenden Bedarfs an Bau- und Brennholz machten sich Gelehrte vermehrt Sorgen um die schwindenden Wälder. Neue Erfindungen und Verbesserungen der bestehenden Öfen sollten den Holzverbrauch reduzieren. Auch manche Prominenz versuchte sich daran: 1744 entwickelte Benjamin Franklin den «Pennsylvania Fireplace», der die Wärmegewinnung maximieren sollte, wegen des schlechten Abzugs der Rauchgase aber ein Flop wurde. Sogar Johann Wolfgang von Goethe entwarf 1786 einen Ofen für sein Arbeitszimmer, der über eine kupferne Kugel die Wärme möglichst gleichmässig abstrahlte. Die in manchen Bibliotheken und heute teilweise auch online zugänglichen Schriften der «Sparofenliteratur» geben ein beredtes Zeugnis der Experimentierfreudigkeit dieser Zeit.

HEIZUNGEN FÜR FABRIKARBEITER UND ORANGEN

Bis zum 18. Jahrhundert heizte man mit dem Kachelofen nur die kleine Stube, dann wurde vermehrt damit experimentiert, grössere Hallen oder sogar ganze Gebäude zu erwärmen. Meist handelte es sich dabei um spezielle Gebäude. Unter Adligen kam in dieser Zeit nämlich die Mode auf, beheizbare Gewächshäuser zu errichten, in denen auch im Winter südländische Pflanzen gediehen.

Im Zuge der Industrialisierung setzte im 19. Jahrhundert ein regelrechter Entwicklungsschub ein, der immer leistungsstärkere Heizungen hervorbrachte. Ihren Einsatz fanden sie vor allem in Fabrikgebäuden, damit die Belegschaft auch im Winter arbeiten konnte. Aber auch Krankenhäuser und andere öffentliche Gebäude kamen in den Genuss dieser Entwicklung.



DIE ERSTEN ZENTRALHEIZUNGEN

Anfänglich konkurrierten verschiedene Heizungssysteme um den Durchbruch, wie der Bau des Kantonsspitals Zürich von 1835–1843 exemplarisch zeigt. Die ersten Pläne sahen die Installation einer indirekten Luftheizung vor. Ein Ofen erhitze dabei die Luft, die anschliessend über Kanäle im Gebäude verteilt wurde. Da man befürchtete, dass dies zu einem trockenen, unangenehmen Raumklima führen würde, entschied man sich dagegen. Vorübergehend kam der Gedanke ins Spiel, das Krankenhaus dezentral über mehrere Kachelöfen zu heizen, was aber ebenfalls verworfen wurde. Doch dann hörte man aus England von den raschen Fortschritten bei den Warmwasserheizungen. Erst wurde über die Einführung einer Warmwasser-Luftheizung diskutiert, welche die Luft über einen Warmwasser-Wärmetauscher erhitze, was sie angenehmer machen sollte. Schliesslich erhielt aber eine Hochdruck-Heisswasserheizung nach dem sogenannten Perkinssystem den Zuschlag. Dabei wurde das Wasser auf 200–300 °C erhitzt und mit Druckleitungen im Gebäude verteilt. Da es sich um ein geschlossenes System handelte, blieb das Wasser trotz der hohen Temperaturen flüssig, was die Wärmespeicherkapazität gegenüber den ebenfalls zur Diskussion stehenden Dampfheizungen deutlich erhöhte. Die Installation der Anlage funktionierte gut, jedoch war man mit dem Ergebnis anfangs nicht zufrieden. Erst nach mehreren Umbauten und Verbesserungen erfüllte die Heizung die Erwartungen.

Trotz erfolgreichem Einsatz solcher Heisswasserheizungen setzten sie sich nicht durch. Der hohe Druck in den Leitungen machte sie nämlich besonders störungsanfällig. Den Wettstreit der Heizsysteme entschied bei uns schliesslich die Warmwasserheizung für sich. Sie funktionierte nach demselben Grundprinzip, jedoch mit Wassertemperaturen unter 100 °C, was die Leitungen merklich schonte.

Vom gusseisernen Ofen über den Kachelofen bis hin zur elektrischen Heizung: im Bauteillager der Denkmalpflege sind verschiedenste Stubenöfen aus der Neuzeit eingelagert.

VOM ISOLIERTEN DAMPFKESSEL ZUM MINERGIEHAUS

Parallel zur Verbesserung der Heizungen begann man während der Industrialisierung auch vermehrt mit Dämmstoffen zu arbeiten. Hauptabnehmer war dabei aber nicht der Wohnungsbau, sondern die Industrie, die versuchte, durch die Isolation der Heizkessel und Rohrleitungen ihren Energiebedarf zu senken. Im Hausbau begann das Umdenken und der Einsatz von wärmedämmenden Stoffen erst während der Kohlenknappheit nach dem Ersten Weltkrieg Fahrt aufzunehmen. Nach und nach kamen neue und bessere Isolationsstoffe auf den Markt und wurden flächendeckend verbaut. Fortschritte in der Fensterglasproduktion seit dem 18. und 19. Jahrhundert ermöglichten zudem zwei- und dreifach verglaste Fenster mit isolierenden Hohlräumen zwischen den Scheiben.

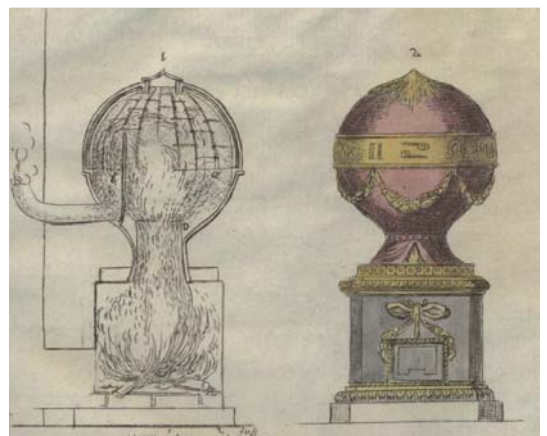
Die Klimadebatte des 20. und 21. Jahrhunderts führte schliesslich zu einem regelrechten Entwicklungsboom bei der Bautechnik, den Dämmstoffen sowie den Heizungen. Das Ergebnis davon – die gut gewärmte Stube und das beheizte Haus – können wir jeden Winter aufs Neue fühlen und geniessen. In einer kalten Wohnung muss heute in der Schweiz kaum mehr jemand leben – ein Luxus, den es in den Jahrillionen der Menschheitsentwicklung noch nie gegeben hat.



Im ehemaligen Franziskanerkloster beim Obergericht spielte von 1834 bis 1890 das Zürcher Aktientheater. Eine grosse Heizanlage wärmte den Zuschauerraum.

Johann Wolfgang von Goethe schrieb die Anleitung zum Bau dieses Montgolfière-Ofens, der einem Heissluftballon nachempfunden ist. Aus: Journal der Moden, Januar 1786, Kupfertafel 4

1927 erhielt das Kantonsspital Winterthur einen neuen Heizkessel.



GLOSSAR



Plappart

Als Geld gebraucht, gehen Münzen durch viele Hände. Wie wenige Objekte ziehen sie Übernamen an, die sich auf ihr Aussehen und das Bild beziehen. Der Plappart, eine (Wort-) Schöpfung des Spätmittelalters, ist ein gutes Beispiel dafür.

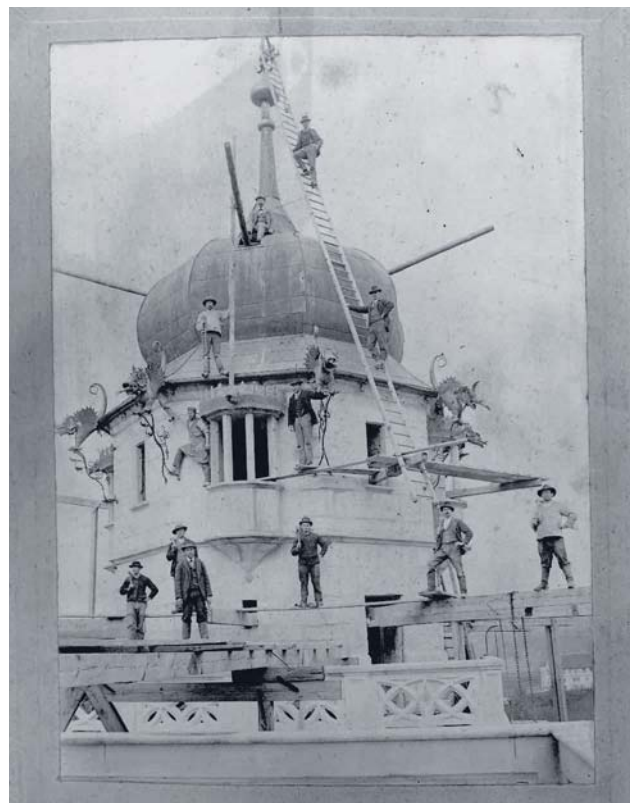
BENEDIKT ZÄCH

Der Plappart wird seit 1388 geprägt, zuerst in Bern, später in Zürich und Luzern. Er ist bei uns die erste grössere Silbermünze im Wert von 12 Pfennigen. Der Name leitet sich von der Farbe der Münze her: aus dem lateinischen *blafardus* für «bleich», d.h. silbrig, wurde das deutsche *blaphart*.

Plapparte kannte man vorher als fremde Münzen. Savoyische *demi-gros* (Halbgroschen) und Mailänder *grossi* oder *pegioni* (Groschen) zirkulierten nördlich der Alpen und standen der neuen Münze *Pate*.

Der abgebildete «Krähenplappart» aus dem 1866 entdeckten Schatzfund von Zürich-Altstetten wurde in Zürich ab 1425 geprägt. Der derbe Name – der Reichsadler auf der Rückseite wird als «Krähe» tituliert – erscheint sogar in offiziellen Münztarifen, um ihn klar von einem anderen Plappart zu unterscheiden, der Karl den Grossen zeigt.

Foto: Münzkabinett Winterthur, Aufnahme von Lübke & Wiedemann, Leonberg (D)



Faro

Faro ist eine Stadt in Portugal. Dort verabschiedete der Ministerrat des Europarats 2005 die Rahmenkonvention zum Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft – kurz: die Faro-Konvention. 2019 hat auch die Schweiz das Abkommen ratifiziert.

ANDREAS TEUSCHER

Die Vertragsstaaten anerkennen ein Recht auf Kulturerbe und verpflichten sich, den Zugang dazu und die Teilhabe daran zu verbessern. Die Faro-Konvention ergänzt bestehende Abkommen zur Kulturgütererhaltung mit einem radikalen Perspektivenwechsel. Es geht nicht mehr nur darum, wie wir das Kulturerbe pflegen, sondern auch: warum? Und für wen? Und wer entscheidet, was Kulturerbe ist? Der Begriff Kulturerbe ist so weit gefasst, wie nie zuvor: «Es umfasst alle Aspekte der Umwelt, die aus der Interaktion zwischen Menschen und Orten im Laufe der Zeit hervorgehen». Die Konvention beschreibt Wege, wie das kulturelle Erbe zugunsten der Gesellschaft nutzbar gemacht werden kann. Und sie wirft wichtige Fragen auf, gerade auch für den Kanton Zürich, wo der Umgang mit dem mobilen, dem immateriellen und dem digitalen Kulturerbe nicht geregelt ist.

<https://www.coe.int/en/web/culture-and-heritage/faro-convention>

TOURNEE

Das Juwel aus dem Brunnenschacht

Sie versetzte die Fachwelt in Entzücken: eine mit Gold verzierte Bernsteinperle! Nicht ohne Stolz leihen wir sie dem Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle aus, wo sie an der Seite anderer, weltberühmter Funde zu sehen sein wird.

KURT ALTORFER

Ganz unerwartet kam am 15. September 1981 auf der Grabung «Mozartstrasse», direkt neben dem Zürcher Opernhaus, ein Schmuckstück seltener Schönheit zum Vorschein. Bauarbeiter entdeckten beim Abtiefen eines Filterbrunnens eine Bernsteinperle mit Blattgoldauflage – in Zentraleuropa ein bisher einzigartiger Fund. Seine besten Parallelen findet er in Nord-europa, genauer in der frühbronzezeitlichen «Wessex-Kultur» Südenglands. Daher nehmen wir an, dass die Perle in die Zeit zwischen etwa 2000 und 1600 v. Chr. zu datieren ist. Ihren Stamplatz hat sie in der Dauerausstellung des Landesmuseums. Ab Frühjahr 2021 ist die Perle in Halle an der Saale in der grossen Wechseausstellung «Die Himmelsscheibe von Nebra – Neue Horizonte» zu sehen, zusammen mit vielen weiteren, hochkarätigen Funden.

www.landmuseum-vorgeschichte.de



In vier Jahrtausenden hat die Bernsteinperle nichts von ihrem Glanz eingebüsst. Der Bernstein bester Qualität stammt vermutlich aus dem Baltikum.

Von Jägern und Drachen

Fabelhafte Wesen beleuchteten einst einen unscheinbaren Gartenpavillon in Zürich-Oerlikon, darunter ein flügel-schlagender Drache. Dem Abbruch entkommen, bewohnt er nun das Alterthümer-Magazin.

MELANIE WYRSCH

Im Unternehmer Eugen Scotoni trafen Jagdbegeisterung und Kunstsinn zusammen. 1925 liess er im Park seiner Villa an der Ringstrasse 26 in Oerlikon einen Pavillon errichten und mit fantastischen Tieren und mythologischen Jagdszenen ausstaffieren. In den Deckenmalereien von Otto Haberer gingen fellbehängene keltische Jäger ebenso auf die Pirsch wie Karl der Grosse und die römische Jagdgöttin Diana. Beleuchtet wurde die Szenerie von elektrischen Lampen in den Mäulern bronzener Fabeltiere.

Ab 1989 war die Villa Scotoni nicht mehr bewohnt und der Pavillon geriet in Vergessenheit. Dass sich hier ein baukünstlerisches Juwel verbarg, wurde erst 2014 bekannt, nachdem die Abbruchbewilligung bereits erteilt war. Und so kommt es, dass der Drache Zuflucht im Alterthümer-Magazin der Denkmalpflege gefunden hat, wo er darauf wartet, von kleinen und grossen Besucherinnen bestaunt zu werden.



Der Pavillon der Villa Scotoni beeindruckte mit seiner üppigen Ausstattung. Zu ihr gehörte ein Drache als Lampenträger.

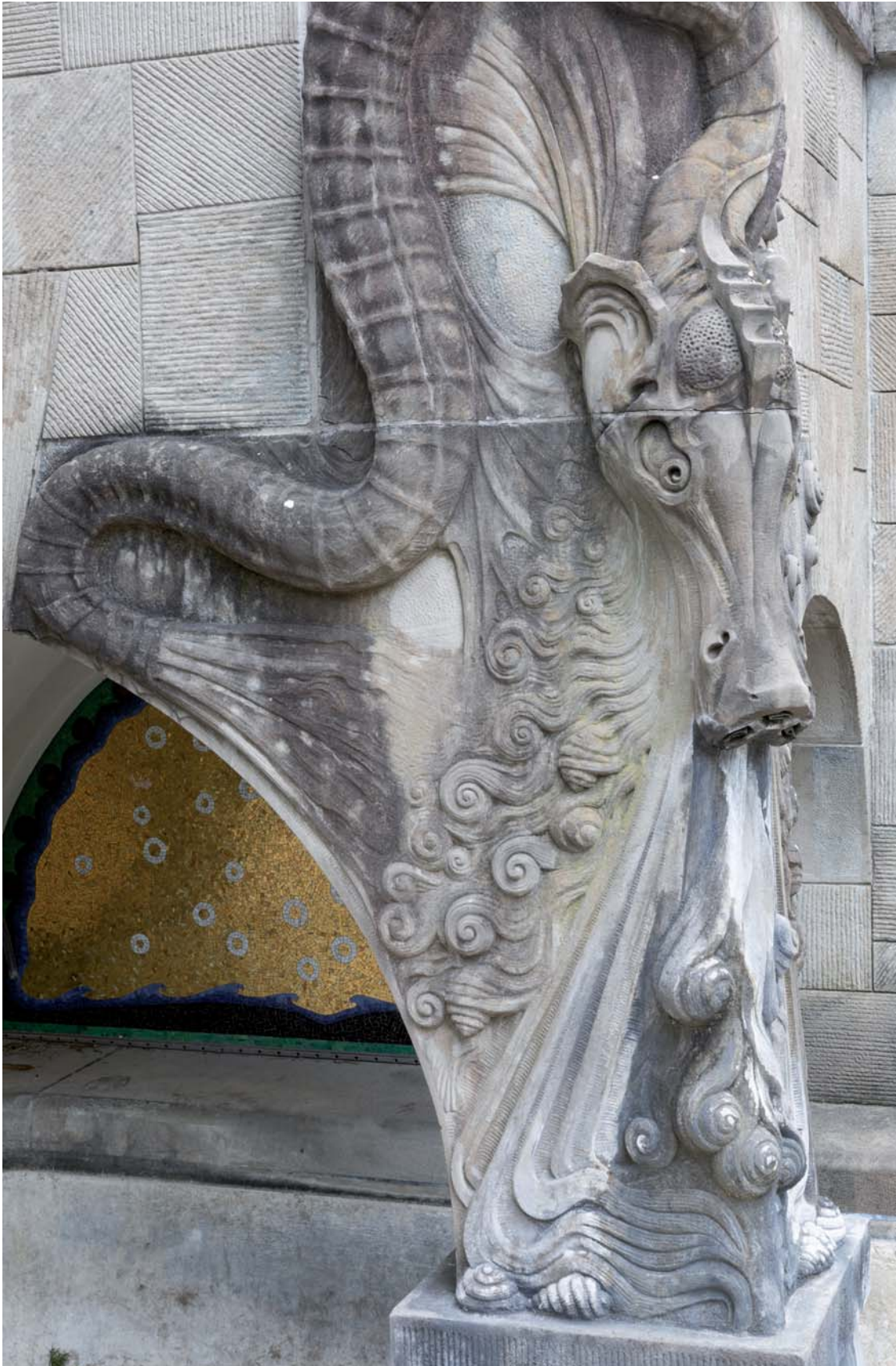
HIMMELSWÄCHTER, HÖLLENBRUT UND GLÜCKSBOTEN: DRACHEN IN ZÜRICHS BAUKULTUR

Faszinierend und furchteinflössend sind die schlangenähnlichen, geschuppten, manchmal geflügelten Fabeltiere mit ihren funkelnden Augen und dem feuerspeienden Rachen. Spätestens seit der Antike ziehen Drachen ihre Betrachter in den Bann. Vom Mittelalter bis in die Neuzeit fanden sie auf vielfältige Weise ihren Platz in der Zürcher Baukultur.

FABIENNE WIDMER

Grosse Bedeutung erlangte der Drache in der christlich geprägten Welt vor allem durch seine bemerkenswerten Auftritte in Bildern und Geschichten. In der Apokalypse des Johannesevangeliums und Heiligenlegenden ist dem Drachen stets die Rolle des Widersachers, des Teufelssymbols und des Sinnbilds alles Bösen zugeschrieben. Wegen diesem Symbolgehalt nahm das mittelalterliche Kunstgewerbe Drachendarstellungen vielfach auf, insbesondere in der Malerei und der Bauskulptur. In der reformierten Kirche von Elgg ist der Drache in der Bebilderung der Chorwand aus dem späten 14. Jahrhundert überliefert. Die Fragmente der Malerei zeigen deutlich, wie Georg, der Held der Geschichte, dem Untier seine Waffe in den Rachen rammt. Die Flachschnitzerei in der Holzdecke der reformierten Kirche Dürnten aus dem Jahr 1521 stellt die gleiche Szene dar.

Im Gegensatz dazu erzählen die Drachendarstellungen im Grossmünster keine Geschichte; sie sollten vor allem den Raum schmücken. Die überwiegend aus der Romanik stammenden Bauskulpturen fanden in der Architektur als Konsolen, Kämpfer und Kapitellen Verwendung. Einzelnen oder mehrfach, teils mäanderartig verschlungen, einander beissend und auffressend sind die Fabelwesen aus dem Stein gehauen. Obschon die Tiere in diesem Fall sehr kunstvoll ausgeführt sind, dienten sie nicht nur als Zier am Bau. Sie mahnten den Betrachter zur Wachsamkeit und schützten ihn als sogenanntes Apotropaion, als Unheil abweisendes Wesen: Wer den Drachen anschaut, erkennt das allgegenwärtige Böse, das die Menschen vom gottgefälligen Weg abzubringen versucht.



Richard Kissling schuf im Jahr 1900 den verspielten Drachenbrunnen der Villa Tobler.



Besonders deutlich wird diese beschützende Funktion bei Drachen als Wasserspeier. Am Rand von Gebäudefassaden positioniert, insbesondere an Kirchen, ist ihnen eine wichtige Aufgabe zugewiesen: sie sollen das Verderben von Gebäuden und ihren Bewohnern und Besuchern fernhalten. Die Drachen sind von der Höllebrut zu Himmelswächtern mutiert! Als Wasserspeier aus dem 17. und 18. Jahrhundert sieht man sie noch heute an vielen kirchlichen und weltlichen Bauten, beispielsweise an der reformierten Kirche von Eglisau, der Stadtkirche Winterthur, dem Fraumünster, der Klosterkirche Rheinau, dem Gasthaus «Zum Bären» in Richterswil oder an den Dächern von Schloss Laufen. Der Unheil abwehrende Drache tritt in Dachkonstruktionen aber auch in anderer Form auf, nämlich im geschnitzten Zierwerk oder als sogenannte «Drachensäuler», als Balkenabschluss am Dach von Bauernhäusern.

Ganz anders die Bedeutung der Drachendarstellungen in der Chinoiserie, der Kunst nach asiatischen Vorbildern. Ostasiatische Drachen gelten als Glücksbringer, Machtsymbole und Regenboten. So überrascht nicht, dass an der Decke des ehemaligen Spielzimmers (sog. «Gartenzimmer») in der Villa Patumbah im Zürcher Seefeld neben den Darstellungen von Gesellschaftsspielen Drachen aus Stuck zu erkennen sind, die dem Spieler offensichtlich Glück bringen sollten. Auch die Gartenkunst übernahm die von Ostasien inspirierten Drachen. Für den Garten der Villa Tobler an der Winkelwiese in Zürich schuf Richard Kissling im Jahr 1900 eine beeindruckende Brunnenfigur. Das Brunnenwasser schießt dem Wasserdrachen aus den Nüstern, der hier als freundlicher Regenbote verstanden werden will.



Seite 22

Geschnitzte Drachenmäuler schützten das Friedensrichterhaus in Freienstein-Teufen (19. Jahrhundert) und die Bauernhäuser in Hintertüfenbach bei Bauma (17./18. Jahrhundert) vor allerlei Unheil.

Der Heilige Georg kämpft gegen einen fürchterlichen Drachen. Flachschnitzerei an der Decke der reformierten Kirche Dürnten von 1521.

Himmelswächter in aussichtsreicher Position: Wasser speiender Drache am Südturm der Rheinauer Klosterkirche (1572–1578).

Seite 23

Die Drachen eines romanischen Pfeilerkapitells sind mäanderartig ineinander verschlungen. Zwölfbotenkapelle im Grossmünster.

Zum reichen Schmuck des ehemaligen Spielzimmers in der Villa Patumbah gehört auch ein Stuckdrache an der Decke.

Starke Mimik! Ein prächtiger Wasserspeier am Glockenturm des Zürcher Fraumünsters (1732).



Die Drachen sind von der Höllebrut zu Himmelswächtern mutiert!





BEI DIESEM HAUS SCHLÄGT MEIN HERZ HÖHER!

Dies sagt Bettina Stefanini über das Vielzweckbauernhaus an der Hohlandstrasse 4 in Oberwinterthur. Sie ist Präsidentin der Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte SKKG, der Besitzerin des Hauses. Geschäftsführer der stiftungseigenen Immobilien- und Verwaltungs-AG Terresta ist Renzo Fagetti. Gemeinsam wollen sie den Beweis antreten, dass öffentliche Wirkung, Erhaltung von historischer Bausubstanz und Finanzierbarkeit in einem Umbauprojekt vereinbar sind.

KONSTANZE DOMHARDT

Für sie beide ist das Umbauvorhaben an der Hohlandstrasse 4 kein alltägliches Projekt. Was fasziniert sie an der Auseinandersetzung mit diesem Haus?

BETTINA STEFANINI BS / Ein Haus steht nie für sich allein, sondern immer im Dialog mit dem Ort. Dieses Bauernhaus befindet sich nicht zufällig auf dem kleinen Hügel. Hier war der Boden fest, man hatte eine gute Sicht, man konnte die Baumaterialien der römischen Kastellmauer nutzen. Das Haus reflektiert aber auch die Beziehungen der Bewohner untereinander und das Leben an diesem Ort. In einem grösseren – allegorischen – Sinn steht die Hohlandstrasse 4 für alle Häuser der SKKG und soll als «Testhaus» unseren Umgang mit historischen Bauten aufzeigen.

RENZO FAGETTI RF / Mich fasziniert zu erfahren, weshalb dieses Haus einst für welchen Zweck, mit welcher Wirkung und mit welchen technischen und finanziellen Mitteln erstellt wurde. In allen Bauphasen zeigt sich sehr präzise der Nutzen, den das Haus stiften musste. Wir wollen jeweils den Ursprung der einzelnen baulichen Entwicklungen erkennen.

Man kann von einem alten Haus lernen?

RF / Und ob! Man lernt sehr vieles, etwa über die Ökologie des Bauens im Sinne der Verfügbarkeit von Baumaterialien und über die Anordnung von Räumen. Man gewinnt Wissen über das Handwerk des Bauens. Vor allem aber erhält man ein Verständnis

für das So-viel-wie-nötig und nicht das So-viel-wie-möglich.

BS / Alte Häuser machen die Verwurzelung durch die Geschichte und das Gegenteil von Anonymität sichtbar. Man kann die Wohnkultur ablesen, die sich über viele Generationen erstreckt. Weil sie Identität stiften, fühlen wir uns von diesen Häusern angezogen.

Damit sind wir mitten in einer Wertediskussion

RF / Wir müssen uns fragen: Was tun wir, wieviel kostet es und was bringt es? Dazu kommen Wertvorstellungen, zum Beispiel eine soziale Durchmischung, erträgliche Mieten, die Förderung handwerklicher Traditionen ...

BS / ... und das Bewahren von Identität. Dies gelingt nur, wenn man nicht versucht, Alltagsarchitektur zu «vergolden».

Wie meinen sie das?

BS / Das Nutzungskonzept eines Hauses muss mit seinem Charakter im Einklang stehen. Bei einem einfachen Bauernhaus wie in der Hohlandstrasse 4 kann man nicht nur ein paar Bauteile sichtbar belassen und die ganze Philosophie des Hauses ändern. Für die Bewahrung von Identität braucht es Integrität.

RF / Die Nutzung ist der Schlüssel. Das Haus an der Hohlandstrasse 4 stand über 60 Jahre leer und hat keine überlieferte Nutzung. Es hat die grossen Veränderungen der

Auf Bettina Stefanini und Renzo Fagetti wartet an der Hohlandstrasse 4 keine alltägliche Bauaufgabe.



Das Vielzweckbauernhaus wurde 1513 über einem mittelalterlichen Keller gebaut. Wohnteil, Tenn und Stallscheune befinden sich unter einem First.

Der Wohnteil ist drei Räume tief und zwei Geschosse hoch. Zu ihm gehörten eine Stube, drei Kammern und eine offene Rauchscheune.

Eine sehr gut erhaltene Wand dieses gänzlich aus Holz erstellten Bohlenständerbaus – eine Konstruktionstechnik, die vor der Fachwerkbauweise verbreitet war.

Direkt unter dem Stubenboden steht die römische Kastellmauer. Archäologische Untersuchung im Januar 2019.



Das Bewahren von Identität gelingt nur, wenn man nicht versucht, Alltagsarchitektur zu «vergolden»

Nachkriegszeit und der Boomjahre nicht erlebt. Hier scheint die Zeit wie angehalten. Mit der noch vor zwei Jahren geplanten maximalen Ausnutzung mit Wohnungen – im Wohnhaus und im ehemaligen Ökonomie- teil der Liegenschaft – wurde ein falscher Ansatz verfolgt. Die Atmosphäre des alten Hauses wäre verloren gegangen.

Sie sagen, dass es für die Ertüchtigung und Weiterentwicklung eines historischen Gebäudes eine Strategie braucht

RF / Das Fehlen einer solchen Strategie ist das grosse Versagen der schweizerischen Immobilienwirtschaft. Die haben irgendwann einmal gesagt, es braucht zwei Toiletten. Dann suchte man in den historischen Strukturen krampfhaft nach einem Ort für die zweite Toilette.

Aber bewegen wir uns nicht in einer Welt, in welcher der Nutzer sagt, ich will diese zwei Toiletten?

RF / Dann ist er halt der Falsche da. Man kann durchaus ein Minimum an 21. Jahrhundert-Komfort definieren, nämlich eine funktionierende Küche und eine funktionierende Nasszelle.

BS / Es geht um den tiefsten Nenner für ein heutiges komfortables und sicheres Wohnen. Bei den allermeisten Liegenschaften der SKKG treffen wir auf einen konkreten Zustand und eine etablierte Nutzung. In diesen Fällen fahren wir weiter wie bisher und verfolgen eine «Strategie der kleinen Eingriffe». Wir wollen nicht riesige Investitionen tätigen, weil wir uns als Dienstleister verstehen und die Mieten niedrig halten möchten.

Gleichzeitig verfolgen sie aber das Ziel, einen Mehrwert zu generieren

RF / Das ist richtig. Man muss nur zwischen dem ideellen und dem ökonomischen Mehrwert unterscheiden. Ohne Ökonomie geht es nun mal nicht. Aber mir ist es sehr recht, wenn in diesem Bereich nicht maximiert wird. Durch die aussergewöhnlichen Rahmenbedingungen der SKKG, unter anderem die Schuldenfreiheit aller Liegenschaften und die historisch tiefen Zinsen auf den Finanzmärkten, können wir ideellen Werten nachleben.

BS / Die individuelle ökonomische Seite muss stimmen. Eine alte Liegenschaft hat aber auch einen gemeinnützigen Wert. In der Bewahrung von Baukultur sehe ich ein Stück Identität, das der Bevölkerung zugutekommt. Deshalb deckt sich die Erhaltung von historischen Bauten mit unserem Stiftungszweck.

Sie möchten mit der Hohlandstrasse 4 eine öffentliche Wirkung erreichen. Wie gelingt ihnen das?

BS / Die Hohlandstrasse 4 sehe ich als Begegnungsort oder auch als Arbeitsort der Oberwinterhurer Bevölkerung – als einen Ort, den die Anwohnerschaft gegen einen moderaten Beitrag nutzen kann. Wirkung erzielt man nur über einen Dialog.

RF / Man muss eine Nutzung suchen, die zu den bestehenden Nutzungen an diesem Ort passt. Vor allem aber muss man es tun. Tun! Und man sollte die Grösse haben, auch etwas falsch zu machen, Kritik entgegenzunehmen und daraus zu lernen.

Baukultur ist vor allem eine Beziehungskultur, eine Diskussions- und Prozesskultur. Wie lebt man das im Projektalltag?

RF / Also ich wünsche mir von den städtischen Behörden ein gemeinsames Herantasten an die besten Lösungen und dass sich keine Fronten bilden. Dies hängt sehr von der Professionalität aller Beteiligten ab. Wenn jeder weiss, wie seine Rolle definiert ist und diese selbstbewusst – nicht selbstherrlich – vertritt, dann kann man sich auch in einer Kompromissituation finden.

BS / Da bin ich zuversichtlich. Der «runde Tisch», den wir anstreben, macht die Entwicklung eines Bauvorhabens einfacher, als wenn jemand mit dem Vorschlaghammer kommt. Baukultur ist ein Sicheinlassen. Das braucht Zeit, vor allem am Anfang eines Projekts.



20¹⁵ FAST & FURIOUS



LICHT AUS, FILM AB – LIEBESERKLÄRUNG AN DIE ZÜRCHER LANDKINOS



Bis vor wenigen Jahren interessierte sich kaum jemand für die Zürcher Landkinos, ihre Geschichte und Architektur. Doch zu Unrecht fristeten sie ein Schattendasein. Über 30 Filmtheater wurden auf dem Land gegründet, davon ein Dutzend zwischen 1940 und 1960. Prägte zunächst einfache Allgemeinarchitektur den Kinobau, setzte sich 1963 präzise gestaltete Architektur mit städtebaulicher Wirkung durch. Heute gelten Landkinos als wichtige Bauten der Unterhaltungskultur des 20. Jahrhunderts. Und, krisenerprobt, halten noch immer zehn Zürcher Landkinos die Türen für das Filmpublikum geöffnet.

LAETITIA ZENKLUSEN

Fotos: Dirk Weiss

In den 1890er-Jahren experimentierten Dutzende von Erfindern und Tüftlern damit, «Bilder zum Laufen zu bringen». Am 28. Dezember 1895 projizierten die Brüder Auguste und Louis Lumière (1862–1954 / 1864–1948) mit ihrem «Cinématographe» im Grand Café am Boulevard des Capucines in Paris erstmals ein Filmprogramm vor zahlendem Publikum. Ihnen war es gelungen, eine Maschine zu bauen, die Kamera und – in Verbindung mit einer Projektionslampe – auch Projektor war. Ihre Erfindung wurde ein durchschlagender Erfolg und verbreitete sich rasch in der ganzen Welt.

VOM PROVISORIUM ZUM KINOPALAST

Filme wurden in Schaubuden, Messen oder Varietés gezeigt. In der Stadt Zürich fanden seit 1900 sporadisch Filmvorführungen im Variététheater Corso statt. Eine zentrale Rolle bei der Verbreitung des Films spielten Schausteller, die mit ihren Wanderkinos Stadt und Land bereisten. Als das Angebot an Filmen zunahm, funktionierte man auch Ladenlokale, Säle in Gaststätten und andere Räume zu provisorischen Kinos um. In Uster war ein Kino in einem Anbau des Restaurants «Gambrinus» (ab 1910), ein anderes im Restaurant «Ton-

halle» (ab 1919) eingerichtet. In Wädenswil eröffnete Willy Leuzinger 1912 im Haus Alpina ein «Elektrisches Lichtbild-Theater». Leuzinger gehörte neben dem Bieler Georges Hipleh-Walt und dem aus Rheinland-Pfalz stammenden Conrad Leilich zu den Pionieren des Schweizer Kinos.

Die ersten festen Kinos waren trostlose, dunkle Schuppen oder Hinterhofsäle, die hinsichtlich Atmosphäre und Kinoerlebnis wenig boten. Mit den «Zeltpalästen» der Wanderkinos, die mit Orgeln, Orchestern oder Trichtergrammophonen auftrumpften, konnten sie nicht mithalten. Bald genügten die provisorischen Kinos nicht mehr und man begann Neubauten zu errichten, entweder als eigenständiges Gebäude oder integriert in ein Wohn- und Geschäftshaus. Die neue Bauaufgabe «Kino» konkretisierte sich in Zürich zuerst in der Stadt mit dem ersten spezifischen Kinoneubau, dem «Colosseum» in Oerlikon (Eröffnung 6. Januar 1912). Wenig später liess der Kinopionier Jean Speck die ersten Kinopaläste der Stummfilmzeit erbauen: das «Palace» im Kaspar Escher-Haus und das «Orient» im Haus Du Pont. Auf dem Land entstanden spezifische Kinogebäude anfangs der 1920er-Jahre in Wädenswil («Schloss») und Wetzikon («Palace»).

NEUES VERGNÜGEN: EIN ABEND IM KINO

In den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stieg das Kino vom kurzen Jahrmarktvergnügen zur abendfüllenden Kunstgattung auf. Dies, obwohl es anfangs bei Behörden und Bildungsbürgertum einen schweren Stand hatte. Sie betrachteten Kinos als triviale Unterhaltung und sahen sich als Beschützer von Anstand und Sitte, vor allem gegenüber Arbeitern und Frauen. Konzessionsgesuche für den Betrieb eines Kinos scheiterten nicht nur an den komplizierten kantonalen Bewilligungsverfahren. Um Gesuche zu blockieren, beriefen sich lokale Behörden immer wieder auf die Bedürfnisklausel, die im kantonalen Markt- und Hausiergesetz verankert war und das neue Angebot «Kino» noch gar nicht kannte. 1911 erklärte der Bundesrat diese Bedürfnisklausel für verfassungswidrig, weil sie gegen die Handels- und Gewerbefreiheit versties. Mit der Gründung des Schweizer Lichtspieltheater-Verbands 1915 fasste das Kinogewerbe in unserem Land Fuss. Die Lage für die Kinobetreiber blieb nach dem Ersten Weltkrieg schwierig, was sich in Kontroll- und Zensurmassnahmen der Kantonspolizei oder Hindernissen beim Bau neuer Kinos niederschlug. In Oerlikon, Höngg, Thalwil und Hinwil etwa verbot der Gemeinderat zwischen 1920 und 1922 Kinoneubauten.

In der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre setzte das Kino zum Siegeszug an. Mit Ereignissen wie der ersten Oscar Verleihung 1929 und dem ersten Filmfestival von Venedig 1932 erlangte es die Gunst des Publikums. Es brach die Zeit der Grosskinos oder «Lichtspielpaläste» an, die mit ihrer grandiosen Architektur die Städte prägten. 1927 war in der Stadt Zürich der Zuwachs an Filmtheatern so gross, dass die Rede von Kinowut oder Kinofieber war. Allein im Arbeiterviertel Aussersihl boten 1928 drei Grosskinos mit den verheissungsvollen Namen «Kosmos», «Apollo» und «Forum» drei- bis viermal täglich Aufführungen mit zusammen nicht weniger als 4000 Plätzen an.



Noch immer genießt das Publikum Kinoabende im Saal des «Schloss» in Wädenswil. Es ist das letzte noch betriebene Kino am linken Zürichseeufer.

Silvano und Maria Wacker-Autenheimer erstellten mit dem «Palace» in Wetzikon das erste Grosskino im Zürcher Oberland. Baujahre 1921–1923, Umbau zu einem Bistro mit Bar 2016.





Stadt und Land wurden gleichermassen von einem Kinobauboom erfasst

Seite 32

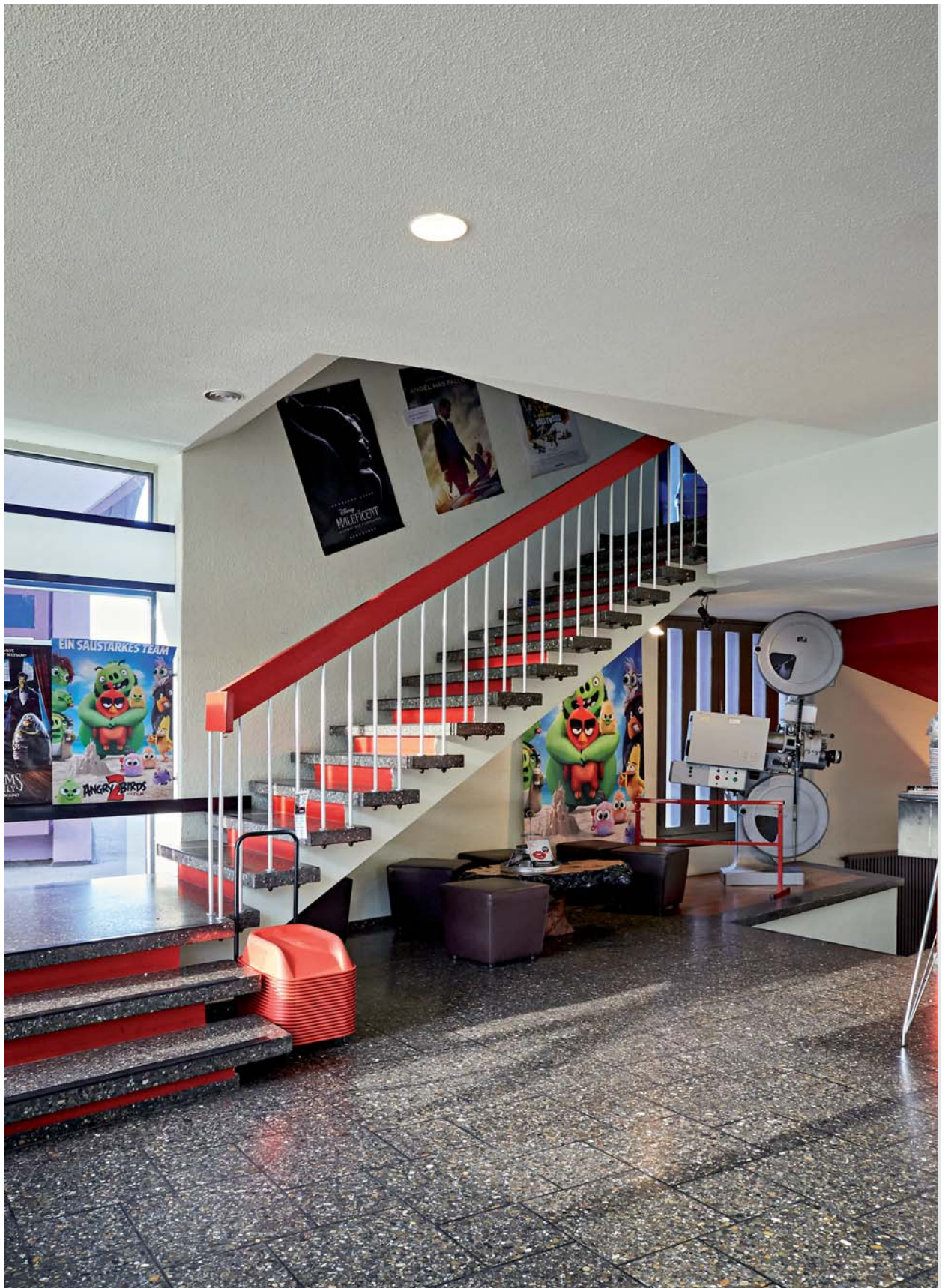
Der spätere Bundesrat Hans Streuli entwarf das Wädenswiler Kino «Schloss». Ihm wurden später zwei Wohngeschosse mit Flachdach und Dachterrassen im Stil des Neuen Bauens hinzugefügt. Baujahre 1921–1922, Erweiterung 1930.

Das containerartige Kinogebäude des «Central» in Uster erinnert an das «Orion» in Dübendorf. 2012 nahm hier das Kulturhaus «Qtopia – kino+bar uster» den Betrieb auf. Baujahre 1956–1957.

Das «Capitol» in Dietikon wurde als Anbau eines modernen Wohn- und Geschäftshauses errichtet, dessen markant gerundete Fassade sich an grossstädtischer Architektur orientiert. Baujahre 1930–1931, Einstellung des Kinobetriebs 2018.

Seite 33

Mit dem «Claudia» in Kloten baute Architekt Hans Müller das letzte Kino des Zürcher «Kinobaubooms». Der flach gedeckte, trapezförmige Kinosaal setzt als Teil eines Wohn- und Geschäftshauskomplexes einen wichtigen städtebaulichen Akzent. Baujahre 1961–1963.



Begünstigt durch die gute wirtschaftliche Lage und die Vielzahl grosser Regisseure brach in der Nachkriegszeit das goldene Zeitalter des Kinos an

Begünstigt durch die gute wirtschaftliche Lage und die Vielzahl grosser Regisseure (Bergmann, Fellini, Hitchcock, Huston, Visconti u.a.), die mit ihren Filmen die Zuschauer fesselten, brach in der Nachkriegszeit das goldene Zeitalter des Kinos an. Stadt und Land wurden gleichermaßen von einem Kinobauboom erfasst. In den Zürcher Landgemeinden wurden insgesamt über 30 Filmtheater gegründet, davon ein Dutzend zwischen 1940 und 1960.

SCHLICHTE ZWECKBAUTEN UND STÄDTEBAULICHE AKZENTE

Wie anderswo prägten auch in Zürich örtliche Bedürfnisse und der zeittypische Baustil die Kinoarchitektur. In der Stadt wurden für die Bauaufgabe Kino u.a. Architekten aus der hiesigen Avantgarde herangezogen. Sie gestalteten Kinos nicht nur als Zweckbauten, sondern als «Erlebnisarchitektur», die den Kunden plakativ ansprach und ihn vom realen Alltag in die phantastische Filmwelt entführte. Die Kinos «Roxy» (1932, Carl Hubacher und Rudolf Steiger) und «Studio 4» (1949, Werner Frey und Roman Clemens) fanden auch international grosse Beachtung. Das «Roxy» (heute Metropol) wurde im Z-Haus integriert, einem Meilenstein schweizerischer Grossstadtarchitektur. Es bot 1000 Sitzplätze und verfügte als technische Besonderheit über ein Schiebedach, das sich öffnen liess.

Der Bau von Landkinos lag dagegen in den Händen von lokalen Baumeistern und Architekten. Sie gestalteten ihre Kinogebäude bescheidener und massen der künstlerischen Gestaltung der Kinosäle weniger Wert bei. Auch in der Gebäudetypologie gab es Unterschiede zur Stadt: in den Landgemeinden war die Bauform des eigenständigen Kinogebäudes bis 1950 verbreitet, ab dann gliederte man Kinos entweder an ein Nachbargebäude an oder integrierte sie in einen gemischt genutzten Mehrzweckbau.

Grundsätzlich adaptierten die ab 1920 errichteten Landkinos die herrschenden Baustile Expressionismus, Neues Bauen

und gemässigte Moderne, allerdings bloss oberflächlich und ohne gestalterischen Anspruch. Diese Allgemeinarchitektur blieb für den Zürcher Landkinobau bis in die späten 1950er-Jahre prägend. 1963, am Ende des Kinobaubooms, setzte sich mit dem Kino «Claudia» in Kloten die ernsthaft gestaltete Architektur mit städtebaulicher Wirkung durch.

Die Kinos «Palace» in Wetzikon, «Schloss» in Wädenswil und «Capitol» in Dietikon sind Vertreter des frühen Zürcher Landkinobaus der 1920er- und 1930er-Jahre. Ihre Formensprache mit historisierenden und modernen Elementen greift aktuelle Tendenzen der damaligen Zeit auf.

Das bis heute betriebene Wädenswiler Kino «Schloss» wurde 1922 nach Plänen von Architekt Hans Streuli, dem späteren Bundesrat, ausgeführt. Es brauchte von den Brüdern Xaver und Meinrad Geisser zwei Baugesuche, bis die Gemeinde den Kinoneubau 1921 nach drei Jahren bewilligte. Gebaut wurde zunächst nur der Kinosaal, dessen Eingangsfassade wie ein antiker Tempel mit einem neoklassizistischen Giebelportikus geschmückt war. Die Verwendung von historisierenden Bauteilen wie Säulen oder Pilastern u.a. war für Kinogebäude um 1920 üblich, um sie zu nobilitieren. 1930 setzte Architekt Friedrich Fisch dem eingeschossigen Saal zwei Wohngeschosse mit Flachdach und Dachterrassen im Stil des Neuen Bauens auf.

Im Jahr 1923 eröffnete Silvano Wacker-Autenheimer zusammen mit seiner Frau Maria das Kino «Palace» in Wetzikon. Der aus dem Südtirol stammende Wacker war der «Kinokönig» im Zürcher Oberland. 1946 eröffnete er in Pfäffikon sein zweites Kino, das «Rex». Das «Palace» suchte mit seinem Namen und dem 400 Sitzplätze umfassenden Saal den Anklang an die Kinopaläste in den Grossstädten der 1920er-Jahre. Ursprünglich wies das Gebäude einen gotisierenden Treppengiebel (um 1970 entfernt) und rautenförmige Fenster auf. Diese wie aufgesetzt wirkenden Zierformen bildeten einen Kontrast zum ungegliederten Baukörper.

Als wäre die Zeit stehen geblieben! Blick ins Foyer des «Claudia» in Kloten mit einem altem Filmprojektor und der Treppe zur Estrade.



«Bambi» und «Rex» in Bülach widerspiegeln die herrschende Ressourcenknappheit

In Dietikon, vor den Toren Zürichs, wurde 1931 einem Wohn- und Geschäftshaus das Kino «Capitol» als Eckbau angegliedert. Mit seiner markant gerundeten Fassade und der betonten Horizontalen zeigt das Mehrzweckgebäude die Nähe zu zeitgleich erstellten Bauten in der Stadt, in den Einzelformen bleibt es traditionalistisch. Der Kinotrakt mit den darüberliegenden Wohngeschossen ist als Flachdachbau im Stil des Neuen Bauens deutlich vom Hauptgebäude abgesetzt. An der Strasse befindet sich der Kinoeingang, während der zweigeschossige Saal auf der Rückseite als eigenständiger Trakt hervortritt und mit den anderen Gebäudeteilen einen Hof umschliesst.

Der Zweite Weltkrieg brachte einen vorübergehenden Stillstand – in keiner Zürcher Landgemeinde wurde ein

Kinobau neu errichtet. Die unmittelbar nach Kriegsende erbauten Kinogebäude «Bambi» und «Rex» in Bülach widerspiegeln die herrschende Ressourcenknappheit. Sie entsprechen dem zweckmässigen und bieder wirkenden Wohnhaustyp jener Jahre mit ziegelgedecktem Satteldach. Das «Bambi» gibt sich von der Strasse aus nicht auf den ersten Blick als Kinogebäude zu erkennen. Die Schaukästen sind unauffällig in die Wandflächen neben dem Eingang integriert. Der freistehende, zweigeschossige Saalbau ist eigentümlich geformt mit Seitenwänden, die sich gegen hinten verjüngen. Er ist mit einem für die 1940er-Jahre typischen Ziegeldach eingedeckt, das über den eingezogenen Wänden in einem Bogen schliesst.

Während man an der Wende zu den 1950er-Jahren in der Stadt Zürich Kinos in der Architektursprache der gemässigten



Seite 36

1947 eröffnete die Familie Stillhard das Bülacher Kino «Bambi». Das einfache Ziegeldachgebäude ist ein typisches Landkino aus den Jahren direkt nach dem Krieg. 2002 erhielten Kinosaal und Foyer eine neue Gestaltung.

Seite 37

Der verheissungsvolle Name des Sternbilds Orion in Leuchtschrift soll das Dübendorfer Kinopublikum anlocken.





Arnold Brändli plante das Kino «Speer» in Thalwil als separaten Trakt eines Mehrzweckgebäudes. Der Kinobetrieb wurde 2013 eingestellt. Eine Umnutzung des Gebäudes unter Wahrung seines Charakters als Kino ist nicht möglich, die Neuüberbauung ist bereits ausgesteckt. Baujahre 1949–1950.

Die Architekten Fedor Altherr und Theodor Hotz bauten in Schlieren das Kino «Tivoli» mit einem Laden, einem Tea-Room und Wohnungen. Wie manche Schulanlagen der 1950er-Jahre besteht auch dieser Gebäudekomplex aus Trakten mit unterschiedlicher Funktion. Baujahr 1950, Schliessung des Kinos und Umbau in ein Hotel 1966.

Fotos S. 38: Martin Bachmann

Hinter einem Wohn- und Geschäftshaus steht das «Orion» in Dübendorf. Technische und akustische Überlegungen prägten die Form des bunkerartigen, dreigeschossigen Kinosaaals. Baujahre 1949–1951.

Moderne ausführende («Sternen», «Etoile», «Studio 4»), verharrete man beim Bau des Kinos «Speer» in Thalwil im Traditionalismus. Das «Speer» wurde 1949–1951 als Mehrzweckbau mit einem Restaurant und Wohnungen erstellt. Der Kinosaal tritt auf der Seite des Zürichsees prominent in Erscheinung als abgesetzter Trakt mit Flugdach und gewölbter Stirnseite. Das flach geneigte Satteldach mit sichtbaren Rafen des Wohnhauses/Restaurants, das mehrteilige Sprossenfenster, die feingliedrigen Balkongeländer, aber auch das Drillingsfenster mit Ziegeldach (Kinosaal) sind dem Landstil verpflichtet.

Eine modernere Formsprache zeigte das Kino «Tivoli» in Schlieren. Es wurde 1950 als Kino mit Laden, Tea-Room und Wohnungen nach Entwürfen von Theo Hotz & Fedor Altherr realisiert. Das Konzept der nach Funktionen aufgegliederten Baukörper mit einem Pavillon (Tea-Room), die dank der gleichen Architektursprache miteinander kommunizieren, findet sich auch im Schulhausbau der 1950er-Jahre wieder. Nach der Schliessung des Kinobetriebs 1966 wurde das «Tivoli» zu einem Hotel umgebaut.

Eine ganz andere Form eines Kinosaaals, nämlich einen containerartigen Typ, errichtete man in Dübendorf (Kino «Orion», gebaut 1949–1951) und später auch in Uster (Kino «Central», 1956–1957). Das Kino «Orion» ist als Hintergebäude an ein Wohn- und Geschäftshaus angegliedert, das auf die Bahnhofstrasse ausgerichtet ist. Es steht mit der Längsseite parallel zur Neuhausstrasse, wo sich auch der Eingang befindet. Der dreigeschossige, nur im Eingangs- und Bürobereich befensterte Kinosaal wirkt aussen schroff, ja geradezu abweisend. Technische und akustische Überlegungen haben die Form des Kinosaaals mitbestimmt. In der Festschrift zur Eröffnung schrieb Architekt Ed. Saurenmann: «Die trichterförmige Saalform, zusammen mit der gepolsterten Kinobestuhlung und speziell behandelten Rückwänden ergeben eine günstige Nachhalldauer, und zwar bei voller wie mittellvoller Besetzung. Mustergültig ist auch die Operateurkabine, die sämtliche Aspekte

der Betriebssicherheit berücksichtigt.» Das 1958 errichtete Kino «ABC» in Bülach fällt im Vergleich zu den früheren Zürcher Landkinos durch seine merklich reduzierte, formal stringendere Formensprache auf. Architekt Heinrich Raschle konzipierte das «ABC» im Auftrag der Familie Stillhard, die 1947 bereits das «Bambi» erbauen liess. Louis-Maria Stillhard, der als gelernter Kameramann und Wanderkinovorführer im Zürcher Unterland unterwegs war, hatte das Potenzial Bülachs als Kinostandort erkannt. Das «ABC» ist ein Mehrzweckgebäude aus gestaffelten, ursprünglich flach gedeckten Baukörpern, die einen rechteckigen Kinosaal, Wohnungen und zwei Ladenlokale beherbergen. Bemerkenswert ist die aussen angesetzte Kabine des Operateurs mit Stäben und Leuchtschrift, die den Bau bereits von Weitem als Kino auszeichnet. Die reduziert gestalteten Fassaden, die gestaffelten Kuben und das Flachdach sind typisch für die Architektur der späten 1950er-Jahre, die Formen der klassischen Moderne aufgreift.

Das heute noch als Kino funktionierende «Claudia» in Kloten markiert den Schlusspunkt des Kinobaubooms in der Zürcher Landschaft. Seine Entstehung lässt sich mit der regen Bautätigkeit erklären, die in Kloten seit der Inbetriebnahme des Flughafens herrschte. Der Bauherr Josef Frei und seine Frau führten in Lenzburg ein Radiogeschäft, bevor sie in Kloten ins Kinogeschäft einstiegen und 1949 das «Rex» sowie 1963 das «Claudia» eröffneten. Das Kino «Claudia» ist Teil eines Gebäudekomplexes mit einem sechsgeschossigen Wohn- und Geschäftshaus, der mit seinem spannungsvollen Gefüge einen städtebaulichen Akzent setzt. Direkt vergleichbar ist die Gliederung in einen hohen, vertikalen und einen liegenden Baukörper mit dem Kino «Cinévox» in Neuhausen am Rheinfall, das von Max Bill 1957 erbaut wurde und international Beachtung fand. Allerdings ist beim «Cinévox» der horizontal betonte Saaltrakt weniger direkt einsehbar, da er auf der Rückseite angeordnet ist. Die Gebäudegruppe in Kloten liegt zurückversetzt an einem Platz, an einer Strassenverzweigung. Auf der Platzseite sind die Bauten über das Vordach des Kinotrakts

(Eingangsfront) verbunden, der hier zweigeschossig ist. Das grosse Volumen des trapezförmigen, flach gedeckten Kinosaals mit leicht gewölbter Stirnseite tritt auf der Rückseite voll in Erscheinung. Er ist in der Formensprache noch reduzierter gestaltet als das kurz zuvor erbaute Kino «ABC» in Bülach. Die gewölbten Stirnseiten des Wohn- und Geschäftshauses zitieren den Kinosaal, der wie das Foyer in seinem ursprünglichen alten Glanz erstrahlt.

KRISE UND AUFSCHWUNG

Um 1960 strömten weniger Besucher ins Kino, was sich natürlich auch auf den Bau von Kinogebäuden auswirkte. 1963 gingen in Zürich noch zwei Kinos auf, in der Stadt das «Le Paris», auf dem Land in Kloten das «Claudia». Ab dann überwogen die Kinoschliessungen: bis 1980 halbierte sich die Zahl der betriebenen Landkinos im Kanton Zürich.

Dass sich vor den Kinokassen keine Schlangen mehr bildeten, hatte verschiedene Gründe. Die Kinos spürten die Konkurrenz des Fernsehens, das seit 1953 Filme ausstrahlte. Mit den ersten Nudistenfilmen, die 1962 die «Sexwelle» einläuteten, trat ein gewisser Qualitätsschwund ein, der dem Spielfilm schadete. In der Zeit

Bis 1980 halbierte sich die Zahl der betriebenen Landkinos

der Hochkonjunktur waren zudem die Produktionskosten und die Liegenschaftspreise angestiegen, was das Filmgeschäft erschwerte. Nicht zuletzt führten die verbesserten wirtschaftlichen Verhältnisse dazu, dass sich mancher ein eigenes Auto leisten konnte. Dies eröffnete automatisch ein breiteres Freizeitangebot.

Um die Rentabilität zu erhalten, wurden auch auf dem Land viele Kinos zu Multiplexkinos mit kleinen Sälen umgebaut («Schuhschachtel-Kinos»). Es begann ein Verdrängungskampf um den Besitz der noch verbliebenen Kinosäle. Seine Hauptakteure waren grosse Kinoketten und geschäftstüchtige Einzelunternehmer. In den 1980er-Jahren konsolidierte sich der Markt und alternative Kinos zogen in ungenutzte Gebäude oder in brachliegende Kinos ein. Die grosse Wende in der Kinobranche trat in den 1990er-Jahren ein. Mit neuen Vermarktungsstrategien konnte wieder ein jüngeres Publikum gewonnen werden. Neue Multiplex-Kinos, die das Publikum mit einem breiten Filmangebot anlockten, wurden in der Stadt und der Peripherie errichtet, als erstes das «Cinemax» in Zürich. Heute machen Streaming-Anbieter den Kinos das Publikum streitig. Bleibt zu hoffen, dass das Kino auch diese Krise meistert und weiterhin viele Zuschauer begeistert.



Im Auftrag der Familie Stillhard entwarf Architekt Heinrich Raschle das «ABC» in Bülach. Reduzierte Fassaden, gestaffelte Kuben und ursprünglich ein Flachdach prägen den Kinobau. Die Operateur-Kabine mit Leuchtschrift ist werbewirksam aussen angefügt. Baujahr 1958.

MIT DEM BAGGER IM NACKEN

ARCHÄOLOGISCHE GRABUNG IN LETZTER MINUTE

Baubegleitungen sind Interventionen im Eiltempo. Hier kommt die Archäologie erst auf den Platz, wenn der Bagger schon mit dem Aushub beginnt. Ein kleines, flexibles Team ist auf Baustellen jeder Art im Einsatz und stösst immer wieder auf bemerkenswerte Relikte aus allen Epochen. Es klärt ab, ob archäologische Spuren im Boden vorhanden sind und sucht Wege, sie trotz laufender Bauarbeiten zu dokumentieren und Funde zu bergen.

ANNA KIENHOLZ

Zum archäologischen Alltag gehören neben den langfristig geplanten Grabungen und Sondierungen auch Baubegleitungen. Sie laufen bei der Kantonsarchäologie Zürich seit 2017 gebündelt über das «Team Baubegleitungen». Drei Personen mit 180 Stellenprozenten haben seither rund 250 kurzfristige und kleinere Untersuchungen auf laufenden Baustellen durchgeführt. Vom ersten Kontakt mit der Bauherrschaft oder dem Unternehmen bis zur Übergabe von Berichten, Fotos und Funden ins Archiv übernehmen sie alle Arbeitsschritte einer Baubegleitung.

Archäologinnen und Archäologen prüfen Baugesuche darauf, ob mögliche archäologische Hinterlassenschaften tangiert werden. Sie entscheiden, ob vorgängig Sondierungen nötig sind oder später auf der Baustelle eine Baubegleitung. Zu einer Baubegleitung kommt es meistens, wenn Bauarbeiten in einer archäologischen Zone oder gleich daran angrenzend vorgesehen sind. Archäologische Zonen sind Gebiete, in den wir Strukturen und Funde im Boden vermuten.

Das Ziel aller Baubegleitungen ist, neben der Sicherung archäologischer Funde, im Baugrubenprofil Informationen zum Bodenaufbau zu gewinnen. Das bringt wichtige Hinweise für die Prüfung weiterer Bauprojekte im angrenzenden Bereich. Baubegleitungen dauern manchmal nur einen oder ein paar Tage, bei lange laufenden Projekten können es aber auch einmal anderthalb Jahre sein. Trifft die baubegleitende Archäologin auf wertvolle Strukturen, werden diese zügig ausgegraben und dokumentiert. Einmal löste das eine ein- und einmal eine zweiwöchige Grabung aus, die ein Grabungsteam übernahm, denn schliesslich warteten weitere Baustellen auf die Baubegleitung.

ES EILT!

Die Standardauflage in einer kantonalen Verfügung lautet so: «Der Baubeginn ist der Kantonsarchäologie so früh wie möglich, spätestens zwei Wochen im Voraus anzuzeigen.» Soweit die Theorie – in der



Die Leiterin des Teams Baubegleitung, Anna Kienholz, bei der Baustellendokumentation. Laufende Baggerarbeiten lassen nur ein kurzes Zeitfenster offen.

Praxis funktioniert das allerdings nicht so reibungslos. Der Baubeginn wird oftmals gar nicht angezeigt oder erst bei einer Kontaktaufnahme von Seiten der Archäologie. Das löst häufig «Feuerwehrrübungen» aus, weil die Baustelle unverzüglich besucht werden muss. In solchen Fällen braucht es die nötige Flexibilität und nicht zuletzt eine gute Kommunikation zur Projektleitung, zum Polier und Maschinisten. Wir wissen nie genau, was uns auf den Baustellen erwartet, sodass manchmal nur situatives, eigenständiges Handeln hilft.

Bei aller Eile gilt: Sicherheit ist oberstes Gebot. Manche Baugrube lässt sich daher lediglich vom Grubenrand aus beurteilen. So auch die Ablagerungen der ehemaligen Chemiefabrik in Uetikon am See, deren Schichten über dem archäologisch interessanten Seeufer in allen Farben wunderschön schimmerten. Das stark belastete Material wurde als Sondermüll entsorgt, für uns musste ein Augenschein von oben ausreichen.

KEINE GRUBE ZU TIEF, KEIN LOCH ZU KLEIN

Oft begleitet das Team kleinere Bodeneingriffe, etwa einen schmalen Graben für eine Leitung oder den Aushub für einen Anbau an ein bestehendes Gebäude. Die Vielfalt der begleiteten Projekte ist enorm: neben dem typischen Aushub für ein Haus mit Tiefgarage gehören dazu auch der Ausbau eines Weges, Industriehallen, ein Springreitplatz, ein Gewächshaus, die Revitalisierung eines Gewässers, Gruben für eine Spühlbohrung, Fischbuchten, Fundamente für einen Spielplatz, eine Neuunterkellerung, ein Gartenschwimmbad, ein Laufstall für die Mutterkuhhaltung, ein Lifteinbau, Installationsplätze, Sickerleitungen, die Anlage von Magerwiesen für Schmetterlinge oder auch das Trasse der Limmattalbahn.

Weiter kommt die Baubegleitung zum Zug, wenn in einer archäologischen Zone nur rare Hinweise auf Relikte vorhanden sind, sodass sich eine Sondierung oder eine grössere Grabung nicht rechtfertigen lässt.

Der Baubeginn wird oftmals gar nicht angezeigt, das löst häufig «Feuerwehrrübungen» aus

Aber auch grosse Projekte über 500 m² werden beobachtet, zum Beispiel beim Kiesabbau.

BAHNANLAGEN, BURGEN, GRÄBER

Eher selten stossen wir bei Baubegleitungen auf archäologische Befunde oder Funde, können aber doch auf die eine und andere Trouvaille zurückblicken. Beim Umbau des Winterthurer Bahnhofs kam ein bislang unbekannter Wasserschacht aus den ersten Baujahren um 1855 ans Tageslicht. Vor Ort zeigte sich ein gut erhaltener, aus Backstein gemauerter, runder Schacht, der einst Wasser für die Dampflokotiven speicherte. Er lag direkt unter dem heutigen Gleis 9. Der Fund zog weitere Kreise, ein Kontakt gab den nächsten und so kam die Kantonsarchäologie Zürich schliesslich in den Besitz der Originalpläne des Bahnhofs. Eine Privatperson hatte sie aus der Mulde eines aufgelösten Bahnarchivs gerettet! Die Pläne stehen heute im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege der Öffentlichkeit zur Verfügung.

In Hettlingen bei der Wasserburg musste notfallmässig eine neue Stromleitung gelegt werden. Im engen Leitungsgraben tauchten zwei massive, parallel zueinanderstehende Fundamente der Toranlage der ehemaligen Wasserburg auf. Ebenso kamen Teile der Umfassungsmauer und sogar Reste des Burggrabens zum Vorschein.

Ein deutlich sichtbarer, dunkler, rundlicher Fleck im Profil eines Leitungsgrabens in Wil entpuppte sich als angeschnittener Überrest eines römischen Kremationsgrabes aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Es ent-

hielt Keramik, Glas und Metallfragmente. Bei Aushubarbeiten für Leitungsgräben in Obfelden entdeckten wir eine sehr auffällige, mehrlagige Ansammlung von eng beieinanderstehenden Bollensteinen. In der Breite liess sie sich klar abgrenzen, die Länge der beidseitig ins Grabenprofil ziehenden Teilstücke blieb unbestimmt. Die Vermutung lag aber nahe, dass es sich um die Strasse handelt, die zur nahegelegenen römischen Siedlung in Lungern führte. Dort konnte nämlich eine römische Strasse anhand von Geomagnetikmessungen klar nachgewiesen werden, ihr weiterer Verlauf ausserhalb der Siedlung blieb aber bis zu dieser Baubegleitung unbekannt.

Der Kiesabbau beansprucht in verschiedenen Gebieten im Kanton äusserst grosse Flächen, die wir jeweils nach dem Entfernen des Humus absuchen. Dabei kann man gelegentlich sehr Spezielles antreffen, zum Beispiel einen Manschettenknopf mit Spinne aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Und in tieferen Kies-schichten kommt hie und da ein Fragment eines Mammutzahns zum Vorschein. Ein dunkler, längsovaler Fleck machte uns auf eine bronzezeitliche Brandgrube aufmerksam. Und eine langgezogene, rund 3 m breite Kiesel- und Bollensteinlage in Hüntwangen liess sich als Weg deuten, der vor 1850 aufgegeben worden ist. Hier lagen zahlreiche Funde mit direktem Bezug zur Funktion: Achsnägel, Hufeisen, Hufnägel und Schuhnägel.

Die archäologische Baubegleitung ist eine dynamische Sache, die viel Flexibilität, Erfahrung, Ausdauer und eine grosse Portion Neugier braucht – und einen immer wieder mit Überraschungen belohnt.



Suche nach einem historisch überlieferten, aber nicht genau lokalisierbaren Bohlenweg in Schleinikon. Im Profil des Wasserleitungsgrabens liessen sich keine Spuren davon erkennen.

Matthias Zinggler dokumentiert Reste eines abgebrannten Gebäudes im Graben für eine Fernwärmeleitung in Andelfingen.

Der Ausbau des Schulhauses Lätten in Fällanden führte zu zahlreichen Bodeneingriffen. Immer wieder tauchten kleine Hinweise auf eine bronzezeitliche Besiedlung auf, sei es eine Keramikscherbe, eine kleine Grube oder ein Pfostenloch.

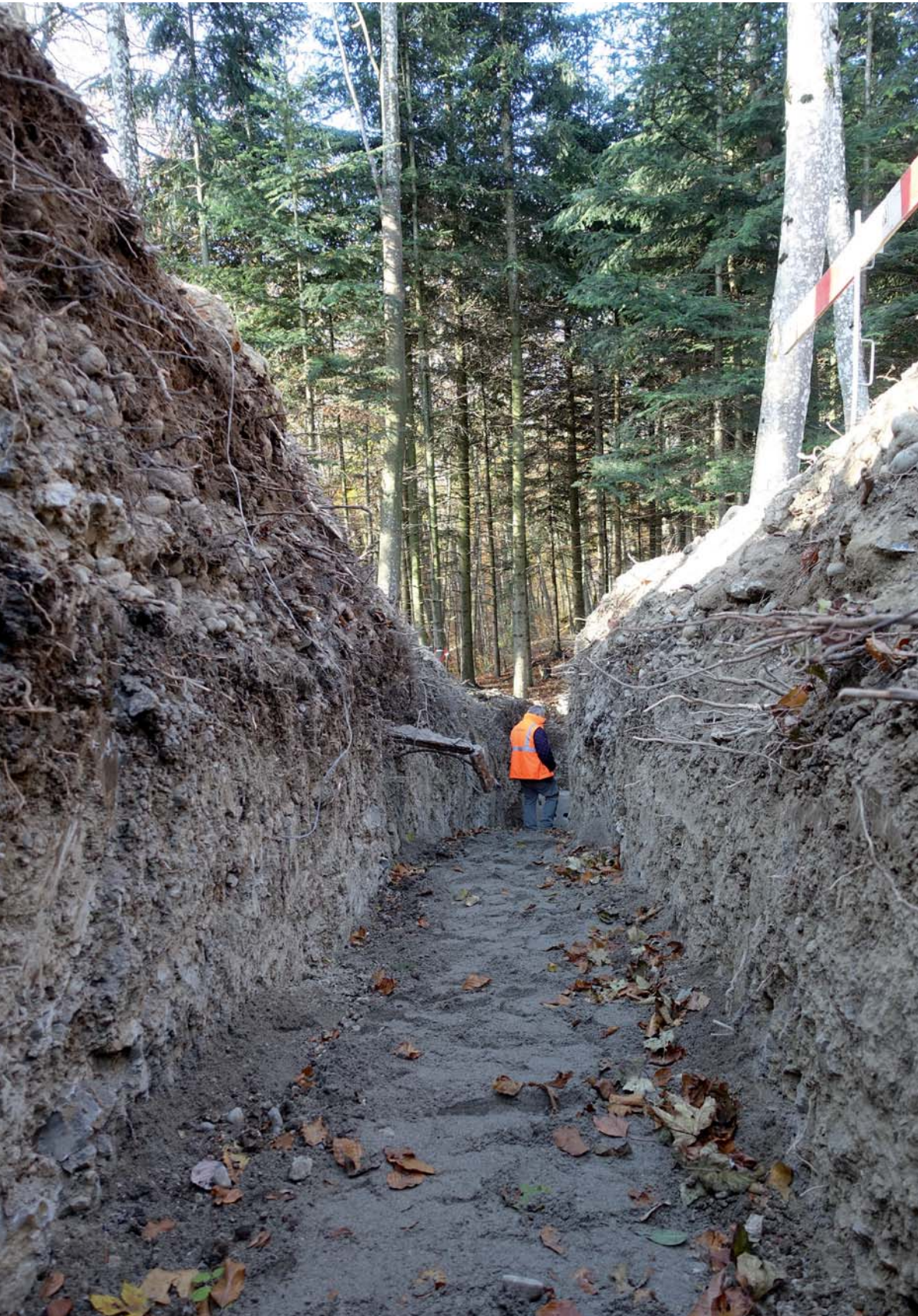


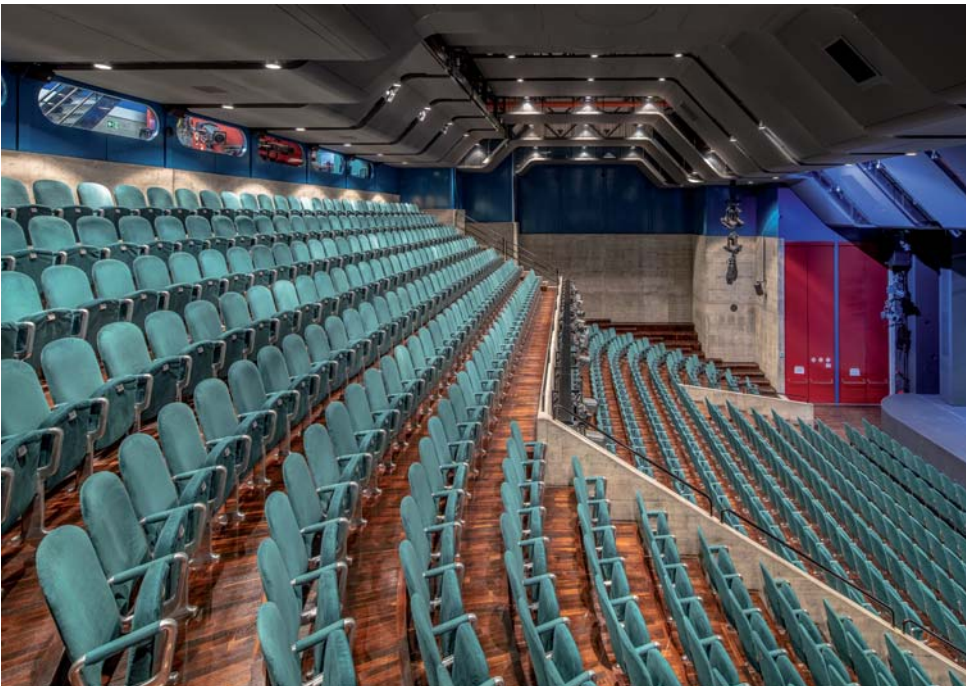
Ein Relikt aus der Zeit der Dampflokomotiven: Der um 1850 erstellte Wasserschacht wurde bei Bauarbeiten im Bahnhof Winterthur dokumentiert.

Ganz im Westen des Kantons entsteht das Trasse der Limmattalbahn. Matthias Zinggeler prüft den Bodenaufbau im Baugrubenprofil.

Baubegleitung im Wald auf der Lägern. Joachim Hessel untersucht den Leitungsgaben zwischen einem umgenutzten Bunker und dem Restaurant Hochwacht.







LOKALTERMIN I

Theater Winterthur

Das Theater Winterthur ist mit 780 Sitzplätzen das grösste Gastspielhaus der Schweiz. Nicht nur wegen seines internationalen Programms ist es aus der Zürcher Kulturlandschaft nicht mehr wegzudenken. Auch der 1979 eröffnete, von Frank Krayenbühl entworfene High-Tech-Bau ist ein Denkmal von kantonaler Bedeutung.

RAPHAEL SOLLBERGER

Das Theater Winterthur ist ein wichtiger Teil des städtischen Kulturlebens. Namhafte Ensembles wie das Deutsche Theater Berlin oder das Staatstheater Stuttgart sind hier regelmässig zu Gast. Zudem werden Koproduktionen mit dem Musikkollegium Winterthur oder dem Theater Kanton Zürich gezeigt. 1876 übernahm die Stadt das erst 13 Jahre alte Casino (heute Casinotheater), um ein eigenes Theater zu betreiben. Ab 1957 setzte sich der Theaterverein Winterthur für einen Neubau ein und erreichte, dass die Stadt 1966 einen Wettbewerb ausschrieb. Im Dezember 1975 erfolgte schliesslich der Spatenstich für das Projekt des Zürcher Architekten Frank Krayenbühl.

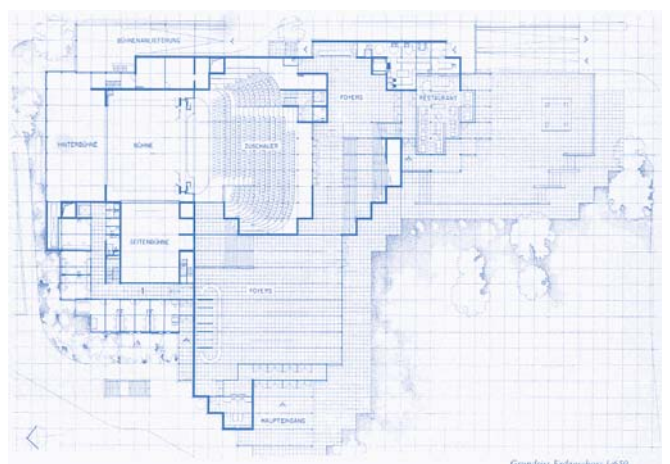
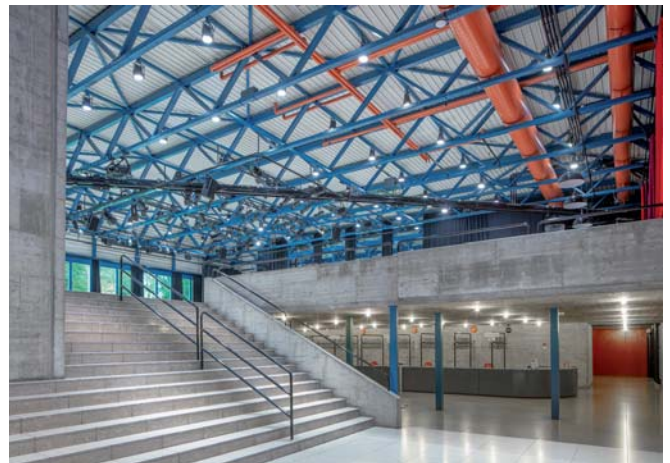
Der Theaterbau gliedert sich in einzelne Kuben, die horizontal und vertikal geschichtet bis zum Bühnenturm aufsteigen. Auf einem Sockel aus Stahlbetonwänden lagert ein verschweisstes Stahlfachwerk mit einer innen mit Blech verkleideten Dachhaut. Die Aussenseiten bestehen aus verfalzten Bleiplatten.

Im Innern sticht der Theatersaal ins Auge: Aluminiumsitzreihen mit türkisfarbenen Bezügen und verglaste Ton- und Lichttechnikräume mit fest eingebauten Schaltpulsten stammen noch aus der Bauzeit. Verschiedene Foyers und ganze Treppenlandschaften umfliessen den Saal als eine Art Raumkontinuum, das auch Garderoben, eine Bar und ein Restaurant aufnimmt. In Anlehnung an berühmte Bauten der Nachkriegszeit wie das Centre Pompidou in Paris beliess Krayenbühl die Gebäudetechnik nicht nur sichtbar, sondern hob sie gar farblich hervor: das Stahlfachwerk ist blau, Zu- und Abluftrohre orange, Wasserrohre grün und schwarz, Türen und Holzwände rot gestrichen.

Dies alles macht das Theater zu einem der augenscheinlichsten Beispiele der High-Tech-Architektur im Kanton Zürich. Aufgrund seiner postmodernen Architektursprache und wegen seiner sozialgeschichtlichen Bedeutung wurde es 2018 ins Inventar der Denkmalschutzobjekte von überkommener Bedeutung aufgenommen.

INFORMATIONEN UND SPIELPLAN: www.theater.winterthur.ch

ANREISE: Theaterstrasse 6, 8401 Winterthur. Vom Bahnhof Winterthur (Ausgang Bahnhofplatz) fünf Minuten zu Fuss entlang der Museumstrasse.



Aus: Schweizer Ingenieur und Architekt 51–52, 1979



LOKALTERMIN II

Einfach Zürich – Ausstellung und Kulturprogramm

Einfach Zürich vermittelt Zürcher Kulturgeschichte. Eine Ausstellung im Landesmuseum beleuchtet verschiedene Aspekte der Vergangenheit und Gegenwart Zürichs. Und ein Kulturprogramm will unterschiedliche Partner in Stadt und Kanton miteinander vernetzen sowie neue Aktivitäten lancieren und fördern.

WALTER BERSORGER

Die Ausstellung ist kostenlos, Gratistickets sind an der Kasse des Landesmuseums erhältlich. Geöffnet Dienstag bis Sonntag 10.00–17.00 Uhr, Donnerstag bis 19.00 Uhr, Montag geschlossen.

www.einfachzuerich.ch

ADRESSE UND ANREISE

Landesmuseum Zürich, Museumstrasse 2, 8001 Zürich.
Direkt beim Zürcher Hauptbahnhof.

Stadt und Kanton Zürich tragen gemeinsam das Netzwerkprojekt Einfach Zürich. Die Ausstellung direkt über dem Museumsshop des Landesmuseums wurde Ende Januar 2019 eröffnet. In drei Räumen und auf rund dreihundert Quadratmetern bringt sie die Zürcher Kulturgeschichte näher. Der Einstieg ist spielerisch und farbenfroh: Mit einer Skulptur empfehlen die Künstlerinnen von Mickry3 den Besucher*innen ihre persönlichen Zürcher Lieblingsorte und -geschichten. Und in einem Monitorschwarm zeigen Filmschaffende humor- und geräuschvolle Portraits von Gemeinden und Communities.

Den zweiten Raum dominiert ein Kubus aus hundert farbig leuchtenden Vitrinen mit momentan siebzig teils ganz alltäglichen, teils sehr kostbaren Objekten. Sie bilden die Ausgangspunkte für Bilderzählungen zwischen gestern und heute. Hier steht die im Kanton Zürich erfundene WC-Ente aus dem Supermarkt neben dem silbervergoldeten Trinkgefäss der Zunft zur Meisen aus dem 17. Jahrhundert. Eine Pizzaschachtel erinnert an die italienische Einwanderung und eine Gipsstatuette Ulrich Zwinglis führt zurück in die Umbruchszeit der Reformation.

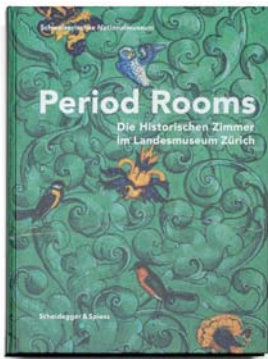


Im dritten Raum schliesslich löst eine filmische Rauminstallation mittels modernster Punktwolken-Technologie die Wirklichkeit in Milliarden von Punkten auf. In 3D-Effekten fahren die Besucher*innen entlang der Töss mit ihren einstigen Fabriken, durch die Zürcher Altstadt oder in ungeahnte Tiefen des Hauptbahnhofs, der Wasserversorgung und des Seegrunds.

Die Ausstellung Einfach Zürich ist ein Portrait in Bewegung, das jährlich um neue Objekte und Filme erweitert wird. Das Saisonprogramm 2020/2021 steht unter dem Motto Einfach Wasser. In verschiedenen Formaten und mit unterschiedlichen Partnern wird der «Wasserkanton Zürich» vernetzt und neu entdeckt.



Fotos: Jan Bitter



Christina Sonderegger und Schweizerisches Nationalmuseum (Hrsg.).
Verlagsgenossenschaft St. Gallen 2019.

Period Rooms.

Die Historischen Zimmer im Landesmuseum Zürich. Scheidegger & Spiess, Zürich 2019.

FABIENNE WIDMER

Zum Herzstück des Schweizerischen Landesmuseums gehören seit seiner Eröffnung 1898 die sogenannten Period Rooms oder historischen Zimmer. Sie spielten bereits bei der Konzeption des Museums in den 1880er-Jahren eine wesentliche Rolle für den Architekten Gustav Gull, der die Museumsarchitektur diesen Räumen anpasste. Im Rahmen der Gesamtanierung von 2006 bis 2020 wurden die elf historischen Zimmer sorgfältig restauriert und konserviert. Sie datieren vom 15. bis ins 19. Jahrhundert und stammen aus unterschiedlichen Gebäuden der Schweiz. Die Publikation behandelt ausführlich in Text und Bild die Geschichte der wertvollen Zimmer seit ihrem Einbau 1898 und den Umgang mit ihnen, zudem beleuchtet sie das jüngste Restaurierungskonzept.

Archäologie macht Geschichte. Funde aus dem Kanton Bern. 50 Jahre Archäologischer Dienst. Archäologischer Dienst des Kantons Bern 2020.



YVONNE REICH

Mit einer üppig bebilderten Publikation feiert der Archäologische Dienst des Kantons Bern sein 50-jähriges Bestehen. 16 ausgewählte Funde, entdeckt zwischen 1824 und 2018, verdeutlichen die Vielfalt der Epochen und Regionen im Kanton. Sie sind gleichzeitig Ausgangspunkte für die Vermittlung der Forschungsgeschichte, der Vielfalt und Komplexität archäologischer Arbeitsmethoden und Fragestellungen, aber auch künftiger Herausforderungen. Kartierungen, Pläne und Rekonstruktionszeichnungen laden zum kurzweiligen Durchstöbern ein. Man kaufe dieses Buch, bevor es vergriffen ist!

Sarah Leib, Laura Prim, Daniel Weber (Hrsg.). **Kohle? Feuer? Mensch?** Die Anfänge der Höhlenforschung in der Ostschweiz. Verlagsgenossenschaft St. Gallen 2019.

YVONNE REICH

Wildkirchli, Drachenloch und Wildenmannisloch, Höhlenbären und Neanderthaler: Einigen dürften diese Fundstellen noch aus dem Heimatkundeunterricht präsent sein, für den Kenner liegen dort die Anfänge der Erforschung des alpinen Moustérien. Das Buch, ein aussergewöhnlich gestaltetes Kleinod, lässt dank faksimilierter Tagebuchnotizen, Zeichnungen, Plänen und Fotografien die Zeit der ersten archäologischen Untersuchungen erneut aufleben. Ein grosser Seh- und Lesegegnuss, nicht nur für Menschen mit einem Flair für alte Archivalien!



Gregory Grämiger. **Baugesetze formen.** Architektur und Raumplanung in der Schweiz. gta Verlag, Zürich 2018.

LESESTOFF



BEAT EBERSCHWEILER

Wieso haben wir nicht achtgegeben? Wo früher die Architekten massgeblich für die Baukultur in unserem Land verantwortlich waren, bestimmen heute Entwickler, Investoren und Politiker die Bauproduktion in den Städten und in der Landschaft. Hinzu kommt die Misere in der Baugesetzgebung, die träge der Realität hinterherstolpert. Max Frisch meinte, die geltenden Bauordnungen und Vorschriften seien ein schlechter, aber ein gesetzlich geschützter Witz. Das Ergebnis? Unsere Dörfer und Städte sind zu einem Siedlungsbrei verkommen, unsere Landschaft ist irreparabel zersiedelt. Die streitbare Arbeit entstand dank einem BSA-Forschungsstipendium und liest sich wie ein Krimi.



STARCH



MEHR ERFAHREN?
GÖNNER WERDEN?
WWW.STARCH-ZH.CH

JETZT UND EINST



STARCH

Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
Edenstrasse 20
Postfach | 8027 Zürich

Telefon 044 285 10 67
info@starch-zh.ch
www.starch-zh.ch



Kanton Zürich
Baudirektion
Archäologie und Denkmalpflege

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf

Telefon 043 259 69 00
www.zh.ch/kulturerbe
Instagram: @adzuerich
Blog: ad.zh.ch